

Hans-Georg Wenke

WENN
ES
DENN
SO
WÄRE

Ein Märchenbuch für Menschen,
die mitten im Leben stehen



© 2020 by author / Eigenverlag
Hans-Georg „Schorsch“ Wenke
Solingen
wenke@wenke.net

herausgegeben als Print und eBook

Titelbild Backgroundmotiv
Conny Schüssler, Solingen, 2009

Schrift „Rotis“ (von Otl Aicher)

ASIEN

Der Faszination des Wortes entflieht keiner, der Asien in sein Herz geschlossen hat. Nur Gefühlstote werden versuchen, dem Mythos durch Analyse auf die Spur zu kommen. Zu leben aber heißt, zu sein, wie Asien ist.

Die Geschichten dieses Buches wurzeln in Asien. Also in mir. Ich schrieb sie für mich. Also für Asien. Sie sind Reflexionen. Reflexionen eines Seins, wie es sich mir offenbart, wenn ich untertauche in das Unergründliche, dass ich um so mehr liebe, je mehr ich es nicht mit dem Verstand, sondern mit der Seele verstehen kann. Alle Geschichten sind Phantasien und deshalb wahr. Noch heute kann man, überall in Asien, sehen, dass es die Geschichten, die hier erzählt werden, wirklich gibt. Orte haben gewechselt, Personen heißen nun anders. Aber sie sind alle wiedergeboren, in Asien, in mir.

Ich widme dieses Buch meiner Frau und meinen Freunden, die mir alle halfen wiederzuentdecken, was doch eigentlich nie verloren war. Nie verloren? Das hieße doch, dass ...

Ja, wenn es denn so wäre ...

Und so muss man sie nicht verstehen, die Geschichten, sondern glauben. Denn sie handeln in Asien. Aber sie sprechen von uns.

FISCHERS GOLD

Als der Abend kam, hüllte sich die Sonne in ihr weiches Wolkenbett, das sie sich jeden Abend über dem Meer bereitete. Bevor sie sich schlafen legte, löschte sie sorgsam ihre goldgelbe Fackel, so dass nur noch ein blassroter Schimmer des verglühenden Lichtes blieb.

Für den Fischer Jaja war das die Zeit, wie jeden Abend sein Boot unter den schattigen Palmen, wo es tagsüber stand, über den leuchtendweißen Strand in die klaren Fluten des kristallgrünen Wassers zu ziehen. Es war ein neues, prächtiges Boot. Er hatte es ganz alleine gebaut nach uralten Plänen, überliefert von seinen Vorfahren. Schon sein Vater war Fischer gewesen, auch sein Großvater. Alle wussten sie an den Tagen, wenn sie einmal nicht auf das Meer hinausfahren, weil der Sturm zu arg tobte oder die See grollte, auch an den Feiertagen, wenn die Priester des Dorfes die Einhaltung der Ruhe überwachten, so herrliche Geschichten zu erzählen über das Meer, von dem sie alle lebten.

Seit Generationen schon war die Familie auf dieser Insel sesshaft. Immer wieder hatte es Zeiten gegeben, in denen das Schicksal hart gewesen war, weil ein riesiger böser Sturm das Wasser bis an die Hütten getrieben hatte, die Bauten zerstörte, die Boote mit auf das Wasser hinausnahm und dort an den Riffen zerschellen ließ. Oder wenn die Monsune, die mit Regelmäßigkeit Erleichterung in der schwülen Hitze brachten, ausgeblieben waren, sich

verspätet hatten oder andere Wege nahmen. Immer dann war Not und Leid über die Insel gekommen. Doch im allgemeinen lebten sie so, dass Klagen ein ungerechter Anspruch gewesen wäre.

Immer wieder hatte sich das Meer als Freund erwiesen, weil es den Fisch, von dem alle lebten, in übergroßer Menge abgegeben hatte. Jaja und seine Nachbarn konnten sich nicht daran erinnern, dass sie jemals mit leeren Netzen im frühen dämmrigen Morgen vom Meer zurückgekommen zu sein. Ja, manchmal war es so viel gewesen, was sie in ihren handgeknüpften Netzen vorfanden, dass sie es wieder in das Meer zurückwerfen mussten, weil keiner eine Verwendung dafür hatte. Dann war auch der Preis der Fische auf den Märkten so gering, dass es sich nicht gelohnt hätte, weite Reisen zu unternehmen, um den anderen vom Überfluss der Fischzüge zu verkaufen.

Wenn die Fischer die Boote über den Strand zogen, sangen sie rhythmische Lieder, uralte Texte, die das Meer lobten und für eine gute Ausbeute beteten.

Mit gemächlichen, aber kraftvollen Schritten zogen immer fünf oder sechs Männer die schweren Holzeinbäume mit den eleganten Auslegern an dicken Kokosfaserseilen über den Strand. Jaja beteiligte sich zwar an den Gesängen, hielt sich aber ansonsten den Gesprächen der anderen Fischer lieber fern, die sich immer wieder nur um das eine Thema drehten: Was man machen würde, wenn man einmal richtig reich wäre. Denn obwohl das Meer genug zum Essen hergab, nie reichte es aus, um den Luxus zu erwerben, den man bei den wohlhabenden Händlern oder gar den vielen Leuten in der fernen Stadt sehen konnte. Zwar kamen diese immer wieder zu den Fischern und lobten deren einfaches, aber glückliches Leben, doch sehr schnell zogen sich die reichen Leute immer wieder in ihre prächtigen Häuser mit den vielen Annehmlichkeiten zurück. Das, was die Besucher einfa-

ches Leben genannt hatten, war in Wirklichkeit ununterbrochener Kampf gegen Widrigkeiten.

Es war schon fast stockdunkel – der Mond war heute nur eine ganz schmale Sichel – als Jaja mit kräftigen Ruderschlägen das Boot durch die lange Dünung, die unaufhörlich gegen den Strand rauschte, auf das ruhige, glatte Wasser hinauszog.

Er zündete die Lampe an und schon bald sah man entlang der ganzen Küstenlinie Lichter wie an einer erleuchteten Perlenkette auf dem Wasser tanzen.

Jaja ließ seine kunstvoll geflochtenen Netze zu Wasser und schon bald war er in einen Halbschlaf verfallen, denn nun konnte er nur abwarten, dass sich die Netze füllen würden. Das Schaukeln des Bootes machte ihn ruhig und schläfrig, die Bewegungen des Netznachspannens und -kontrollierens, das Beibehalten des Kurses funktionierten ganz automatisch, da er sie von Kind auf kannte und sie sich jeden Abend wiederholten.

Als der Himmel eine ganz leichte saphirblaue Tönung an seinem östlichen Horizont zeigte, wusste Jaja, dass in einer knappen Stunde die Sonne wieder die Herrschaft über das Himmelsgewölbe übernehmen würde. Er zog in aller Ruhe die Leinen ein, an denen das Netz befestigt war, verstaute es zusammen mit dem Fang im schmalen Bootskörper des Einbaumes und ruderte gemächlich auf den Strand zu. Er sog mit vollen Atemzügen die frische, kühle und belebende Morgenluft ein. Dies war die Stunde, in der die Luft am angenehmsten war – kühl wie ein Quellbach und sauber wie das pure Kristall.

Alle Boote kamen nach und nach an Land, und als die Sonne die ersten flachen Strahlen über den weißen Strand flutete, hatten sie alle wieder gemeinsam die Boote an ihren schattigen Palmenhainplätzen verstaute.

Jaja zog mit dem Netz, in dem die Mühe seiner nächtlichen Arbeit war, nach Hause. Noyes, seine Frau, erwartete ihn schon. Die kleinen Kinder schliefen noch

auf den handgeflochtenen Strohmatte. Mit einem kühnen Schwung wuchtete er das Netz auf den gestampften Boden seines palmenbedeckten Holzhauses, wo Noyes wie gewöhnlich ihm bei der Verarbeitung der Fische half. Sie sprachen selten über ihr tägliches Leben, denn an dem gab es nichts zu besprechen. Es war, wie es war. So wie es immer war und wie es immer sein würde. Doch heute murmelte Noyes einige Sätze, die Jaja nicht recht verstand, aber so klangen wie „... immer weniger ... nicht genug zu essen ... nichts mehr dazukaufen...“. Jaja mochte es nicht, wenn seine Frau schlechter Laune war und so fragte er sie nach dem Grund ihrer Unzufriedenheit. „Jaja“, sagte Noyes, „ist dir eigentlich schon einmal aufgefallen, dass im Laufe der Zeit die Fische immer kleiner und weniger geworden sind?“

Jaja sah erstaunt auf. Er hatte sich eigentlich noch nie so recht Gedanken um die Menge seines täglichen Fanges gemacht, weil er eben schon immer sehr unterschiedlich ausfiel. Und so war ihm auch gar nicht direkt bewusst, dass sein Fang kleiner geworden sein sollte.

„Das wird an der Jahreszeit liegen“, versuchte Jaja seine Frau zu beschwichtigen, „du weißt, jetzt wo wieder Monsun ist, wird das Meer wechselhaft. Erwinnere dich, wie oft wir in solchen Zeiten Tiere fangen, die sonst nie im Netz sind, weil sie das Meer hochspült“.

„Nein, das meine ich nicht, Jaja. Ich habe auch schon mit den anderen Frauen gesprochen. Die sagen das gleiche. Wir alle beobachten es. Seit einigen Jahren schon. Es ist nicht so auffällig. doch ich merke es. Ich bin schon oft mit den Fischen fertig, wenn die Sonne noch nicht über die Palmen geklettert ist. Auch das, was ich zum Markt bringen kann, bringt nicht mehr so viel wie früher.“

„Nun ja, die Preise sind schlechter geworden. Du weißt, wieviel Fleisch die Menschen inzwischen essen und nicht mehr wie früher unseren guten Fisch.“

„Nein, ihr Fischer fangt weniger.“

„Wir sind genauso fleißig wie sonst, wir geben uns die gleiche Mühe, wir sind die gleiche Zeit auf dem Meer. Du kannst nicht sagen, dass es an uns liegt. Die Fische sind weniger geworden. Das mag sein. Doch an uns liegt es nicht.“ – „Ob die Fische weniger geworden sind oder ob ihr weniger fangt, kommt das nicht auf das gleiche hinaus?“

Jaja wollte zornig antworten, doch er besann sich. ‚Eigentlich stimmt es‘, dachte er, ‚denn wenn es wirklich wahr ist, dass der Fang geringer geworden ist, dann müssen wir unsere Anstrengungen vermehren. Ich werde heute Abend die anderen fragen.‘

Er beließ es bei diesen Gedanken. Nun kam für ihn die schönste Zeit des Tages. Jetzt, da die Luft stickiger und heißer geworden war und selbst die Hühner und Hunde in den Schatten flüchteten, gab es nichts Schöneres, als sich in das Innere der einfachen, aber luftdurchlässigen Hütte zu legen und erschöpft von der Nacharbeit sich dem Nichtstun hinzugeben, um wieder die Kräfte für die Ausfahrt zu sammeln.

Auch heute bauschte sich am Himmel das allabendliche Wolkenbett auf, in das die Sonne mattrot versank. Als die anderen Fischer zum Strand kamen, fragte sie Jaja, ob sie auch schon bemerkt hätten, dass der Fang nicht mehr so groß sei wie früher.

Kaum hatte er die Frage ausgesprochen, hob ein dröhnendes Gelächter in der Runde an. „Also hat dich das Weibergeschwätz auch eingeholt“, überschütteten sie ihn mit Worten. „Seit Wochen schon liegen uns unsere Frauen damit in den Ohren. Glaube ihnen nicht. Das Meer und wir sind wie immer, wie früher. Die Frauen sind unzufriedener geworden. Ihnen reicht es einfach nicht mehr, was wir nach Hause bringen. Sie möchten mehr, um sich auch so einen Krimskrams zu kaufen, von dem sie gehört

haben, dass es ihn in der Stadt geben soll. Gehe aufs Meer. Gott wird Dir geben, was wir brauchen.“

Doch Jaja war in dieser Nacht sehr nachdenklich, als er in seinem Boot saß und die Laterne entzündete. Sicher, ihm wurde im Meer und durch das Meer gegeben. Gott ließ ihn nicht hungern. ‚Aber‘ - so fragte er sich - ‚tue ich wirklich genug dafür, um so belohnt zu werden?‘. Sicher, er war fleißig. Aber er nahm nur. Nahm vom Meer. Nahm - und was gab er? Welcher Gott war das, der ihm immer geben sollte, so dass er - Jaja - nur zu nehmen brauchte. wie es ihm die anderen gesagt hatten.

Jaja wollte nichts überstürzen. Er beschloss, in den nächsten Tagen und Wochen genau zu beobachten, wie groß die Menge seines täglichen Fanges war und ob sie wirklich weniger wurde.

Die Monsunzeit war schon bald zu Ende, als Jaja zu seiner Frau sagte: „Du hattest recht. Es ist weniger geworden, was ich fange, und die Fische sind kleiner. Natürlich haben wir oft noch sehr große und gute Fische dabei, doch diese werden wirklich weniger. Ich werde sehen, dass ich etwas dagegen machen kann.“

Jaja überlegte lange, wie er es verwirklichen sollte. was er seiner Frau versprochen hatte. Noch länger fischen konnte er nicht, denn nur nachts war die beste Zeit zum Fang. Dann waren die guten Fische so dicht unter der Oberfläche, dass die Netze hinabreichten. Außerdem war es tagsüber auf dem Meer unerträglich heiß, wenn der Wind fehlte und das Boot auf der Stelle dümpelte.

Eines Tages hatte er eine Idee. ‚Warum nicht‘. dachte er für sich, ‚das Netz enger machen. wenn die Fische immer kleiner werden?‘

Er tat, wie er es sich überlegt hatte und da er nicht mit den anderen Fischern darüber sprach, schüttelten diese nur den Kopf als sie sahen. wie Jaja mühselig die Maschen seines Netzes durch viele kunstvoll geflochtene

Fäden verengte. „Was soll das“ fragten sie ihn, „du wirst auch nicht mehr fangen als vorher, denn wenn das Meer nicht mehr hergibt, dann nützt auch ein anderes Netz nichts. Außerdem schmecken die kleinen Fische nicht.“

„Ich will nicht schmecken, ich will satt werden und mir ein wenig leisten können, damit ich Spaß an meiner Arbeit habe und sie noch lange ausüben kann,“ sagte ihnen Jaja. Das bin ich dem Gott schuldig, der mir nachts die Fische bringt. Wäre doch sonst sein Bemühen um mich völlig vergebens.“ Doch sie verstanden ihn nicht.

Es kamen und gingen viele Monsune, und immer weniger Fische holten Fischer aus dem Meer. Sie versuchten es mit größeren Booten, einige baten die Priester um Hilfe, andere fuhren weiter und länger auf das Meer hinaus. Nur Jaja, den die anderen verspotteten, sagte nichts und machte seine Netz immer enger und lebte von den Fischen, die die anderen verachteten.

Er nahm nur die wirklich kleinen Fischarten. Denn hatte er die Brut größerer Fische im Netz, die wegen der engen Maschen hängen geblieben waren, so warf er sie sorgsam noch lebend ins Meer zurück.

Jaja wurde älter, seine Arbeit fiel ihm immer schwerer, immer mehr musste wieder ins Meer zurückgegeben werden, doch sein Mut war ungebrochen. Schließlich war sein Netz so eng wie ein Teesieb.

Als er eines Morgens die Beute am Strand sortierte, sah er zwischen den silberglänzenden Fischleibern etwas goldfunkelndes im Netz. Erstaunt zog er es aus den feinen Maschen und besah es sich näher: Es war Gold! Ein unregelmäßiges Klümpchen Gold. Er beschloss, es als Glücksbringer zu behalten und sagte niemanden davon. Doch in den nächsten Wochen fand er immer öfters ein wenig Gold zwischen den Fischen. Mal ein ganz kleines, mal drei größere Stücke, wieder zwei oder drei Tage gar nichts. Inzwischen hatte er sich in einer geheimen Ecke

seiner Hütte ein sicheres Versteck angelegt. von dem auch seine Frau nichts wusste.

Alle Fischer des Dorfes wurden immer unzufriedener. Der Fang war so gering geworden, dass die Frauen ihnen täglich in den Ohren lagen, sie würden noch eines Tages des Hungers sterben müssen, wenn die Männer nicht endlich etwas unternähmen. Doch diese waren nur ratlos und schoben es auf das Schicksal, dem man nicht entfliehen könnte. Nur Jaja, von allen wegen seines ungewöhnlichen Netzes verlacht, fuhr nach wie vor still und zufrieden auf seinen Platz auf das Meer. Wie eh und je. Im Gegensatz zu anderen Fischern hatte er die Zeiten des Fanges, die er von klein an gewöhnt war, beibehalten.

– Die Menge der gefundenen Goldbröcklein war so ansehnlich geworden, dass Jaja die Zeit für gekommen hielt, seiner Frau den Schatz zu zeigen. Er begann mit der Schilderung seiner Mühen und seiner Entdeckungen, seine Frau lauschte gespannt und fassungslos zugleich seinen Worten. Als er ihr alles Gold in einem großen Teller zeigte, weinte und lachte sie vor Freude zugleich. Aufgeregt lief sie sogleich aus dem Haus und erzählte den Nachbarinnen von ihrem Glück.

Schon bald war das ganze Dorf versammelt und diskutierte die Nachricht, die viele nicht glauben wollten. Sie schimpften Jaja einen Lügner und Betrüger und seine Frau eine Närrin, die einem Schwindler aufgesessen sei. Denn Gold im Meer, davon hatte noch niemand gehört und auch die Urväter hatten noch nie davon erzählt. Gold im Meer, das gäbe es nicht.

Dennoch kamen fast alle, um sich das Unmögliche anzusehen. Doch Jaja, aus Angst, man könnte ihm seinen Reichtum entwenden, ließ sie nur so weit heran, dass sie nicht danach fassen konnten. Und da das Gold so herrlich in der Sonne glänzte, sah es aus, als sei es ein gewaltiger Brocken, einer Kokosnuss ähnlich groß.

Schon bald war von einem kopfgroßen Goldklumpen die Rede, den Jaja gefunden haben sollte und von denen es im Meer noch andere geben sollte.

Die Frauen redeten wie irr auf die Männer ein, es Jaja nachzumachen. Denn wenn jeder nur einen halb so großen Schatz finden würde, hätten sie alle für den Rest des Lebens so viel, dass sie sich endlich den Wohlstand leisten könnten, von dem sie bisher nur träumen und palavern mussten.

In aller Eile knüpften die ersten der Fischer neue Netze, denn sie wollten auch teilhaben an dem plötzlichen Reichtum, der nun im Meer zu finden sein sollte.

Drei und vier Netze wollte nun jeder haben, gerade so grob, dass ein Goldklumpen, wie sie ihn bei Jaja gesehen hatten, darin hängenbleiben konnte. Mit nur einem Netz wie früher wollte keiner mehr auf das Meer hinaus. Ihnen schien die Gefahr zu groß, die Möglichkeit zu verpassen, mit einem Schlag aller Sorgen enthoben zu sein. Sie wollten die wirklich großen Brocken.

Alle zogen sie so hinaus, die ersten stürmisch und schnell, doch dann auch die Zögernden, die es nicht überwinden konnten, ihre Chance vielleicht nicht zu nutzen, auch wenn sie kein Zutrauen hatten, jemals so viel Gold und Glück zu finden.

– In diesem Dorf, es liegt irgendwo auf einer der vielen Inseln, die dem Meer trotzen, herrscht noch heute große Armut. Jeden Tag kommen die Fischer völlig erschöpft, entmutigt und unzufrieden zurück. Zehn und zwanzig Netze müssen sie knüpfen, reparieren, schleppen, täglich auslegen, säubern, trocknen, wieder einrollen. Die Boote sind größer und schwerfälliger geworden, es kostet ihre Kraft und sie zehren sich aus. Noch kein einziger hat bisher je einen solchen Goldhaufen gefunden, wie ihn Jaja seinerzeit gezeigt hatte. Sie kommen alle täglich mit Netzen heim, in denen so gut wie keine Fische mehr sind. Denn die größeren Fische sind ausge-

storben, weil die, die die dichten Netze geknüpft hatten, die Brut nicht zurückwarfen und die großen Fische einfach liegengelassen wurden, weil man nach Gold fischte und nicht nach Fischen.

Ach ja, Jaja und seine Frau. Sie leben jetzt irgendwo am äußersten Rand des Dorfes in einer neuen, aber ebenso kleinen und nach Altväterweise gebauten Hütte. Sie werden von allen gemieden, weil Jaja ihnen das Unglück gebracht hat, als er damals allen sein angebliches Glück vorgezeigt hat. Jaja fährt noch täglich mit einem einzigen, seinem alten teesiebartigen Netz hinaus, und dies auch nur ein paar Stunden in der Nacht. Er ist eben ein alter Spinner, der es seinerzeit wohl nicht überwunden hat, dass das Glück ihn verlassen wollte, denken die Leute. Das zeigt sich auch daran, dass man dauernd in die engen Maschen seines Netzes pulen sieht. Dort sucht, wo doch nichts sein kann. Und dann lächelt er auch noch zuweilen ganz glücklich.

Unfassbar. ihm ist nicht zu helfen.

DER STEIN

Bohurus Herrschaft wurde vom ganzen Volk gelobt. Er war ein großer und mächtiger, ein unerschütterlicher, doch immer gerechter Herrscher. Jetzt, da er älter wurde, die Last seiner Herrschaft ihm mehr und mehr zu schaffen machte, wagte er es, an sein Ende zu denken. „Ich will“, so sprach er eines Tages zu seinen engsten Gefährten, „ein Denkmal bauen, an dem ich Freude habe und das über meinen Tod hinaus von unserem Leben berichtet“. Seine Vertrauten wussten, dass trotz aller Bescheidenheit, die Bohuru zumeist bei seinen Reden an den Tag legte, er es doch immer wieder gerne hörte, wenn seine Person besonders lobend erwähnt wurde. Ditara, sein engster Freund, sprach: „Dieses Bauwerk soll auch Deine ewige Ruhestätte werden, denn dann werden die Geschlechter nach uns den Ruhm Deines Lebens in Erinnerung halten.“ Bohuru gefiel dieser Gedanke und er lud die besten Baumeister seines Reiches ein, mit ihm die Sache zu besprechen.

Natürlich hatten alle gute und vielfältige Ideen, sie überboten sich bei ihren Vorschlägen. Ihre Modelle der Bauwerke allein waren schon imponierend, doch Bohuru drängte auf schlichtere und einfachere, auf ewigkeitstaugliche Bauwerke. So einigte man sich schließlich auf einen mächtigen Würfel, dessen quadratische Wände von Reliefs und Zeichnungen mit Szenen und Gegebenheiten des täglichen Lebens geschmückt sein sollten. Darüber kreisrund ein Ring von mächtigen, doch formschönen Säulen,

darauf aufgesetzt eine wunderschöne Pyramide aus fein-behauenen Quadern, ohne weiteren Schmuck, doch in ihrer Klarheit, Mächtigkeit und dem Himmelstreben eine würdige Grabkammer für den verehrten Herrscher.

Dieser Entwurf gefiel allen und schon bald herrschte an der von den Priestern ausgesuchten Stelle eine lebhafteste Tätigkeit, wurden die Waldstücke gerodet, die Felder eingeebnet und Bahnen angelegt, auf denen die Arbeiter das Baumaterial heranschafften. Immer wieder sprach Bohuru voller Stolz und Erwartung von dem schönsten der Bauwerke, das die Menschheit bisher gesehen hatte. Da die Monate und Jahre ins Land gegangen waren, wurde es an der Zeit, den Tag der feierlichen Einweihung zu bestimmen, zu dem die Priester die nur denkbar günstigste Stunde zu finden hatten, die in Bohuru's wohl nur noch kurzem Leben blieb. Denn er war alt und seine Kraft schwand. Doch die Freude auf seinen Bau, den harmonischsten der Welt, hielt ihn aufrecht und gab ihm die Geduld, die Leiden des Alters zu ertragen.

„Ich will,“ so sprach er zu den Priestern, „den schönsten aller Steine im schönsten aller Bauwerke selbst setzen: den Schlussstein der Pyramide. Er soll aus Gold sein.“

„Du irrst!“ vernahmen die Versammelten eine Stimme im weiten Raum des Herrscher-Saales, „Du irrst, Bohuru!“

Totenstille lag im Rund, denn das hatte keiner je gewagt, den Herrscher in so offener Form mit Worten anzugreifen. Bohuru, von Kindheit an gewohnt, nur in den unterwürfigsten Anredungen belehrt oder korrigiert zu werden, war einen Moment leicht unsicher, doch dann vernahmen sie alle seine feste Stimme, die trotz des Alters nichts von ihrer Würde verloren hatte. „Wer hat mich irren genannt?“ fragte er in die Versammlung.

Hervor trat ein Mann im Priestergewand, an Lebensjahren Bohuru gleich. Noch bevor der ihn weiter befragen konnte, trat er einen flinken Schritt vor und begann nach

einer leichten Verbeugung: „Ja, so ist es Bohuru, Du irrst. Der schönste und würdigste Stein, den Du je in Deinem Leben setzen könntest, ist, sagen wir einmal ... „ - er schien einen Moment zu überlegen, die Versammelten hielten in furchtsamer Erwartung den Atem an - „ ... ist, nun, der siebte Stein von links in der 35. Reihe von unten auf der Südseite.“

Die Pause, die seinen Worten folgte, schien Ewigkeiten zu dauern. Bohuru, dem sich nun die Blicke zuwandten, starrte regungslos den Sprecher an. Sein Mund öffnete sich. Die Worte fielen in merkwürdigen Abständen von atemholenden Sprechpausen. „So, dieser Stein also ist der würdigste. Und nicht die Spitze, die Vollendung und der Abschluss einer perfekten Form, der Abschluss eines ganzen Werkes. Eines Lebenswerkes!“. Seine Hände zeigten gen Himmel.

Er hatte die letzten Wort laut, überlaut gesprochen, die Menge zuckte zusammen. Sie alle wussten, dass Bohuru zu fürchterlichen Wutausbrüchen neigte, wenn man ihn reizte und er den Sinn der Worte, die ihm entgegengehalten wurde, nicht einzusehen vermochte. Er sah den Priester in einer Mischung aus Zorn und Faszination an: „Wie kommst Du auf genau diesen Stein?“ „Nun, ich habe mir diesen Stein soeben ausgedacht. Und dieser Stein ist der würdigste in dem ganzen Werk.“ „Wer gibt Dir das Recht, so zu urteilen?“ fragte Bohuru und hörte sofort die Erwiderung. „Wer gibt Dir das Recht, den Schlussstein als den würdigsten zu bezeichnen?“

Nach einer ganzen Weile begann Bohuru leise zu lächeln. Er ging einen Schritt auf den Priester zu; den er – so erinnerte er sich – nur flüchtig kannte, weil er wohl zum großen Stab der Helfer gehörte, die alle feierlichen Handlungen und Weihen stets in der korrekten und traditionell vorgeschriebenen Form ablaufen zu lassen wussten. „Beinahe hättest Du mich mit dieser Frage überrumpelt, Priester. Doch nicht ganz. Ich gebe zu, einen Mo-

ment lang habe ich gestutzt, denn Deine Frage klingt logisch – und angreifend zugleich, denn sie soll ja wohl meinen Anspruch auf Wahrheit meiner Worte anzweifeln. Doch ich will Dir eine Antwort geben: Das Gesetz der Natur gibt mir recht. Alles ist Nichts, wenn es nicht zur Vollendung geführt wird. Alles bleibt Nichts, wenn nicht die Vervollkommnung es von der Umgebung trennt. Erst dann, wenn ein Werk vollendet ist, ist es ein Werk. Nicht eher.“ Er legte eine kleine Pause ein, senkte seine Stimme: „Du weißt, es stände mir zu, Dich zu strafen ob Deiner Worte, die gegen mich gerichtet waren. Doch wollen wir, da die Wahrheit über die Vollendung verkündet wird, um ihrer Verkündung wegen in Leid kommen? Sei frei, wie bisher, doch Sorge Du mir bei Strafe Deines Lebens dafür, dass die Feierlichkeit zur Setzung des Steines der Vollendung ebenso vollendet und harmonisch verläuft, wie das gesamte Werk in seiner Mächtigkeit davon Zeugnis gibt.“

Bohuru trat auf die Treppe, die zum Thron führte, wandte sich der Menge wieder zu und sagte: „Nein, dieser Stein, der von diesem Priester vorgeschlagen wurde, ist nicht meiner würdig. Würdig ist der Schlussstein, den ich persönlich setzen werde. Er wird aus Gold sein. Geht wieder an die Arbeit.“ Unruhig und voller Aufregung das Ereignis diskutierend verstreute sich die Menge.

Der Priester jedoch, dem die Pflicht zur Vorbereitung der würdigen Feier übertragen wurde, ging gemächlich zur Stätte des monumentalen Baus. Da er sich nicht besonders eilte, nahm es ihn nicht wunder, dass das Gerede über seinen Disput mit Bohuru ihn überholt hatte und schon auf der Baustelle die Runde machte, als er dort eintraf. Er suchte den Baumeister auf, und als der erfuhr, wen er vor sich hatte, wusste er nicht, ob er ihn wegen seines Mutes bewundern oder wegen seines Angriffes auf die Worte Bohurus verachten sollte. Doch der Priester ließ sich nicht beirren und drängte den Baumeister, mit ihm

eine Unterredung zu führen. „Du weißt“, eröffnete ihm der Priester, „dass mir der König aufgetragen hat, die Feier des Abschlusses so zu gestalten, dass die Harmonie der Zeremonie der des Bauwerkes gleichkommt – oder sie sogar noch übertrifft. Also tu so, wie ich Dir jetzt sage.“

Er brauchte lange, um den Baumeister von der Anordnung, die er vortrug, zu überzeugen, denn zu kühn klangen dem die Worte des Priesters. Dennoch, er fügte sich in das offensichtlich unvermeidliche Schicksal, doch immer wieder betuernd, dass so etwas eigentlich für ihn, den Baumeister, unwürdig sei.

Die Priester hatten die Stunde gefunden, die die Bedeutung der Tat unterstrich und die der Sterne Gunst auf das Ereignis lenken würde. Alles war bereit, wie es die Tradition vorschrieb – und es der Priester, dem der Herrscher bei Strafe seines Lebens aufgetragen hatte, es so zu richten, dass es dem Glanz der Herrschaft entsprach, angeordnet hatte. In der strahlenden Sonne, unter dem azurblauen Blau des Himmels sah der helle Sandstein des Bauwerkes fast unwirklich aus. Die Schönheit überwältigte alle, die es heute, am Tage der Setzung des goldenen Pyramidensteins, zum ersten mal sahen. Ein kunstvoll gezimmertes hölzernes Gerüst führte zur Spitze, ansonsten war das Bauwerk von allem befreit, was an die erst jüngst vollendete geschäftige Bautätigkeit erinnerte. Der Platz um das Bauwerk herum war mit Millionen von Blüten bedeckt, die aus allen Teilen des Landes zusammengetragen worden waren.

Doch an einer Stelle der das Bauwerk krönenden Pyramide hing ein großes Tuch, ohne Schmuck und Symbole, tiefschwarz, unsichtbar festgezurr. Bohuru, den der Glanz dieser Stunde fast ohnmächtig überwältigte und der bis in das tiefste Innerste seiner Seele aufgewühlt war von der Freude, diesen Anblick noch stehenden Fußes und bei geistiger Frische erleben zu dürfen, sah das Tuch nicht sogleich. Doch als er das Gerüst betrat, hinaufzu-

steigen und den goldenen Schlussstein zu setzen, und er sich zur Seite wenden musste, erblickte er es. Von dem Priester, der ihm nicht von der Seite wich, da nur er alle Vorbereitungen bis in das letzte Detail wusste, verlangte er Auskunft.

„Du erinnerst Dich,“ erwiderte ihm der Priester, „als Du verkündet hast, Du wolltest den goldenen Schlussstein setzen und ich es wagte, Dir einen anderen Stein vorzuschlagen denn den auf der Spitze. Damals sagtest Du, dieser Stein, den ich vorschlug, sei Deiner nicht würdig. Soll aber ein Stein, der Deiner nicht würdig ist, die Spitze mittragen, die golden die Vollendung bezeugt?“ Und auf einen für alle unmerklichen Fingerwink fiel, durch dünne Schnüre von unsichtbaren Hellem aus seiner Verankerung gelöst, das Tuch flatternd im lauen Wind davon.

Darunter klaffte ein Loch! Ein Loch in der Größe eines Steines. Des Steines, den der Priester Bohuru vorgeschlagen hatte, der würdigste zu sein. Bohuru starnte entsetzt auf diese Stelle, dann glitt sein Blick über das gesamte Bauwerk: Wahrlich, es war nicht vollendet, da vermochte auch keine goldene Spitze den Makel zu überdecken. Bohuru stand minutenlang in starrem Schweigen still „Was nutzt die Vollendung, wenn ein einziger Stein fehlt? Du hattest recht. Nicht der Abschluss, jeder Stein zwischen Beginn und Ende wäre der Ehrung würdig gewesen. Ein jeder Stein!“

Wie die Geschichte endet, weiß niemand, die Legende hat es nicht überliefert. Was soll's auch. Wer baut heute noch Pyramiden?

DU ABER SIEHST SIE?

Mahaputa war wie viele Dörfer in Ceylon; von Reisfeldern umgeben, von Palmenhainen gesäumt und stets vom fröhlichen Lachen der Kinder erfüllt. Pawathi war das dritte Kind des Bauern Sipakohuda und seiner Frau. Die Geburt des kleinen Mädchens wurde hingenommen wie alle unausweichlichen Ereignisse des täglichen Lebens. Kinder waren nicht außergewöhnlicher als der Monsun, der sich mit Regelmäßigkeit einstellte. Pawathi zeigte schon wenige Tage nach der Geburt ein freundliches Gesicht, sie strahlte und lachte, wenn jemand in ihre Nähe kam. Doch nie wandte sie sich jemand zu, es sei denn, man hätte ihren Namen gerufen und sie mit freundlichen Worten bedacht. Nach sechs Monaten fanden die Eltern die Erklärung für manch merkwürdiges Verhalten Pawathis: Sie war blind.

Kinder sind viel einfühlsamer als Erwachsene. Die anderen Kleinen der Familie und des Dorfes nahmen sie in ihrer Mitte auf wie jedes andere Kind. Kaum ein Spiel, an dem Pawathi nicht teilnahm. Die Zurufe ihrer Kameraden ersetzten ihr das Augenlicht.

Und dennoch – Pawathi war anders als die anderen. Sie bemerkte Dinge, die diese nicht wahrnahmen. „Nehmt Ihr auch wahr“, sagte sie, als mit ihren Freundinnen wieder auf den Feldern spielte, „hier blüht eine Blume“. Wahrhaftig, die anderen hatten es gar nicht gesehen, wie dort ein besonders großer und duftiger Blumenkelch

wuchs. „Es gibt wieder Regen“ sprach sie, während die anderen noch in einen blauen Himmel blickten. Doch schon bald zogen die ersten Cirren am Himmel auf und heftig ergoss sich alsbald ein Schauer über den Ort. „Die Tiere sind heute traurig, ich höre, wie die Vögel ein klagendes Lied singen“. Keiner außer ihr vermochte die Stimmungen der Tiere so genau zu beschreiben.

Als sie älter wurde, saß sie an den Vormittagen, wenn ihre Spielgefährten in der Schule waren, vor dem Haus in der warmen Sonne und lauschte in den Tag. Sie kannte alle Leute an ihren Schritten und schon manches Mal, bevor einer um die Ecke des kleinen Platzes vor dem Haus bog, hatte sie mit heller Stimme seinen Namen gerufen.

Pawathi war selten zornig, ihre Sanftmut und ihre freundlichen Worte halfen manchen Streit zu schlichten, wenn die Kinder sich gezankt hatten. Weil sie nicht zur Schule ging, nahm sie begierig die Worte auf, wenn ihre Freundinnen von den täglichen Schulerlebnissen berichteten. Oft bat sie die anderen Kinder, ihr aus den Schulheften vorzulesen oder Rechenaufgaben zu üben.

So lernte Pawathi genau wie die anderen in der Schule. Mehr noch: Schon bald kamen die Kinder zu ihr und fragten um Rat. Denn was man Pawathi einmal erzählt hatte, vergaß sie nur selten. Als sie älter wurde, hatte sich das Dorf längst daran gewöhnt, dass die kleinen Kinder zu Pawathi gingen, um sich erklären zu lassen, was sie nicht verstanden hatten. Pawathi konnte alles so geduldig in Worte fassen und so verstanden es die Kinder oft besser als von ihren Lehrern. Und es war ihr ganzer Stolz, als sie ein Lehrer einlud, zur Schulfeier ein Gedicht aufzusagen, dass sie selbst erdacht hatte. Es war der Kame-radschaft der Kinder gewidmet.

Als Pawathi 15 war, starb ihr Vater. Der älteste Bruder hatte schon einen eigenen Beruf und unterhielt von nun an die Familie. Doch zwei Jahre später starb auch die

Mutter. So rückten, wie es auf Ceylon üblich ist, die Geschwister näher zusammen und setzten die Gemeinschaft fort. Die Schwester heiratete, lebte aber mit ihrem Mann im elterlichen Haus und so war keine materielle Not. Pawathi konnte keinen Beruf erlernen – schon für die Sehenden gab es nicht genug Arbeit. Da Pawathis Güte und stets fröhliche Art im ganzen Dorf beliebt war, luden viele Familien sie immer wieder ein und vor allem kamen die Frauen zu ihr, wenn es untereinander Zwist zu schlichten gab oder sie einen Rat oder Trost brauchten. Verschwiegenheit schaffte Vertrauen.

Mit der Zeit kamen die ersten Sticheleien der Männer auf, die es natürlich nicht gerne sahen, wenn eine Frau die angestammten Positionen der Männer einnahm. Weisse Urteile zu fällen war Aufgabe der Dorfältesten. Frauen hatten sich da herauszuhalten. Vor allem, wenn sie noch so jung an Jahren waren – und dann auch noch so hübsch. Denn was ihr das fehlende Augenlicht versagte, gewährte ihr Anblick den anderen.

Auch ihr Bruder und ihre Schwester machten ihr oft Vorhaltungen, denn es verging kaum ein Tag, an dem nicht die Leute kamen und auf der Veranda des Hauses saßen und diskutierten. Schließlich, so klagten die Geschwister, müssten sie den Tee bezahlen, den die anderen tranken. Ein Argument, das Pawathi so fremd erschien. Aus einem schwelenden und quälenden heimlichen Hass wurde ein offener Disput.

Pawathi fühlte sich zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich einsam. Einen lieben Menschen, wie die Eltern, durch den Tod zu verlieren, war eine schmerzhaft Erfahrung. Doch sie war voller Hoffnung, dass nun ihre Seelen eine höhere Stufe erklommen hatten und ihnen im nächsten Leben sicherlich ein besseres materielles Los bestimmt sei. Aber die Leere zu fühlen, die die fehlende Liebe zwischen den Menschen erzeugt und hinterlässt, dies war für Pawathi das Schlimmste, was sie sich vorstel-

len konnte. Sie wusste, dass sie ihr Leben lang auf die Hilfe der anderen angewiesen sein würde. Denn sie hatte weder ein eigenes Einkommen noch hätte sie gewusst, wohin sie gehen sollte. So schwieg sie zu den bösen Worten.

Es war der Abend des Tempelfestes, als einer der Dorfältesten, aufgefordert durch Pawathis Familie, sie in einen Disput verwickelte. „Pawathi, du gibst vielen Leuten Rat. Doch woher nimmst Du das Wissen um die Wahrheit?“ Pawathi verstand diese Frage am Anfang nicht, doch der alte Mann drängte weiter. „Pawathi, wie kannst Du wissen, wie wir die Welt sehen, die wir die Welt sehen?“

Pawathi fühlte einen stechenden Schmerz in ihrer Brust, denn noch nie hatte es jemand gewagt, sie so direkt auf ihre Blindheit anzusprechen. Andere Dorfbewohner umstanden die beiden. Pawathi fühlte, wie alle auf ihre Antwort gespannt waren. Plötzlich fühlte sie eine tiefe Ruhe über sich kommen. „Du hast recht“, antwortete sie dem Alten, „ich sehe nicht diese Welt des Augenlichts. Ihr, die ihr sehen könnt, glaubt, die Wahrheit zu wissen. Denn – wie sagt ihr doch – ihr habt ja die Wahrheit direkt vor Augen. Aber seid ihr wirklich sicher, zu sehen, was wahr ist? Sag mir, ist ein Baum wahr, nur weil ihr ihn seht? Ist ein Vogel wahr, nur weil ihr ihn hört? Ist der Regen wahr, nur weil ihr ihn fühlt? Ist eine Blume wahr, nur weil ihr sie riecht...“ „Pawathi, Du verstehst ...“ „Ich bin noch nicht fertig!“ schnitt sie dem Alten das Wort ab und den Umstehenden stockte der Atem, denn das war ungeheuerlich. „Ist denn Deine Meinung wahr, nur weil Du sie denkst?“

Pawathi schwieg, die Umstehenden blickten fragend auf den Alten, der sichtlich mühsam nach Worten suchte. „Pawathi, Du hast einen scharfen Geist, dies will Dir niemand absprechen, aber...“ ...aber Du meinst, es gezieme sich nicht, wenn er im Kopf einer Frau säße, die mehr

gefragt wird als die alten Männer des Dorfes, die in ihrer Wahrheitsfindung nicht weitergekommen sind als der Saum ihrer Felder reicht. Die nichts anderes tun als nachzuplappern, was die Altvorderen auch schon weitergegeben bekommen haben. Nie hat einer darüber nachgedacht, ob es die wirkliche Wahrheit ist. Es ist für Euch die Wahrheit, weil ihr es zur Wahrheit erklärt habt und auch noch glaubt, sie in dem, was ihr seht, bestätigt zu bekommen.“

Der Alte war stumm. Die Umstehenden schauten voll Bewunderung auf Pawathi, die es gewagt hatte, ihre persönliche Meinung zu sagen. „Aber,“ so sagte Pawathi nun mit trauriger, sanfter Stimme, „ich werde euch die Wahrheit überlassen. Ich will mich von jetzt an der Wahrheit anschließen, die ihr mir schildern könnt, weil ihr sie seht und ich nicht. Ich will mit keinem Menschen mehr sprechen, es sei denn, er hätte die wirkliche Wahrheit gesehen.“ So verstarb Pawathi nach langem Leben einsam und stumm.

DER WEG

Die Wellen im Meer tanzten vergnügt. Sie schlugen muntere Schaumkronen, warfen sich übermütig aufeinander, wiegten und schaukelten zum Takt des Windes. „Es ist das Wahre und Erhabene, als Wasser unter Gleichem zu sein. Hier in dem, was die Menschen Ozean nennen“, sagte eine mächtige Welle laut und rauschte gewaltig ihre Weisheit dem Ufer zu. „Jawohl, alles Wasser sollte im Ozean versammelt sein, denn dort kommt es her und da gehört es hin“, plätscherte ihr eine andere zu. Ein viel tausendfaches Schaukeln der Meeresoberfläche war die zustimmende Antwort. Das Meer erfreute sich an sich selbst, da es aus dem reinsten bestand, das unter Wassern denkbar ist.

Eines Tages nun sahen die Wellen hoch über ihnen Wolken ziehen. Da sagte plötzlich irgendein Wassertropfen in irgendeiner Welle: „Ich erinnere mich, dass ich auch einmal in einer solchen Wolke war. Wisst ihr, Wolken sind Wasser, wie wir, doch sind sie dort in einem fremden Element, das es ihnen verwehrt, wie wir das pure und wahre Wasser zu sein. Wir sollten den Wolken helfen, zu uns zu kommen, damit alles Wasser so ist wie wir: das wahre Wasser.“ In viel tausendfachem Rauschen erinnerte sich vieles Wasser daran, dass es nicht schon ewig im Ziel seines Seins, dem Ozean gewesen war. Viele hatten sogar schon mehrfache Reisen hinter sich, aus dem Meer, als Dunst, als Wolke, als Regen, als Rinnsal, als Bach, als Fluss, als Strom, als Meer.

Doch nicht alle wussten davon, da sie auf diesen Reisen von nichts als Wasser umgeben waren – wie hier im Ozean auch. Und so hatten sie gar nicht bemerkt, dass sie auf Reisen und in gefährlichen fremden Elementen waren, hatten nichts gehant von der Gefahr, isoliert zu werden, sich als winziger Tropfen zu verlieren, aufgesaugt von einer Pflanze, oder von Tier und Mensch getrunken zu werden. Als Tümpel dahinsiechen zu müssen, in der heißen Steppe nach einem Gewitterguss elend zu versiegen, spurlos zu verrinnen. Oder als stinkende, dreckige Brühe Schwerstarbeit in den chemischen Fabriken leisten zu müssen. Jahrelang eingeschlossen zu werden im tiefen Dunkel der Erde, gefangen in Brunnen, verschwendet als Fontänen, gepresst in winzige Aquarien. Alles das und viel mehr war das Leben, das Leiden, die bitteren Erfahrungen des Wassers, bevor es zum puren Element, zur unübersehbaren, weltbestimmenden, ja weltbeherrschenden Wahrheit wurde: dem Meer.

Flüsse kann man lenken, Teiche völlig austrocknen, Pflanzen mit dem in ihnen gespeicherten Wasser ausreißen und verdorren lassen – und noch viel mehr. All diesen Gefahren ist das Wasser auf seinem Lebens- und Erfahrungsweg ausgesetzt. Doch Ozeane sind das Unbeherrschbarste, das Eigenständigste, das diese Welt kennt. Das klare Wasser aber wusste eben darum und sprach untereinander darüber.

Aber vieles Wasser war keck genug, sich darüber hinwegzusetzen, es zu ignorieren und Welle auf Welle sprühte Gischt in die Luft, Gischt wurde zu Dunst, Dunst zu Wolken ... kurzum, der Kreislauf des Leidens und Getrenntwerdens von der Heimat wurde vom Wasser selbst in Gang gehalten. Jahrmillionen wogte alles Meer, brauste wild, brandete ungestüm und platzfordernd, raste wirbelnd um Klippenfelsen, erklimmte flache Sandsäume.

Doch da die Zeit zur Unendlichkeit wurde, hatte das klare, ruhige Wasser der Tiefen die Möglichkeit, seine

Erkenntnisse und stille Dankbarkeit, reinste Wahrheit und reinstes Element zu sein, an alles mitzuteilen, was in den Ozeanen zusammengeflossen und strömend verbunden war. „Wären wir denn die Geburtsstätte allen Lebens, die Heimat von Milliarden Lebewesen, wenn wir es nicht wären, die die wirkliche Wahrheit des Seins sind?“ fragte eines Tages eine mächtige Unterwasserströmung, die ozeanweit ihre Macht besaß. Und alles Meer, das auf der Welt Platz fand, wurde still und erkannte: Ja, Wasser, das ist das Höchste, das Erste und Letzte, das Alles und Einzige. Und das Wasser beschloss, dass alles Wasser, was auf der Welt ist, in die Ozeane, in das völlige Sein der ausschließlichen Wahrheit zurückkehren sollte.

Schon bald begann das Wasser, diesen Plan zu verwirklichen. „Wir müssen es regnen lassen“ rauschte ein Meeresarm. „Nein, nein, wir müssen Sog ausüben auf alle Flüsse und Bäche, die in uns münden“, plätscherte eine Bucht. Von weitem vernahm man ein Binnenmeer, zwar riesig, aber weit vom alles verbindenden Ozean entfernt: „Soll ich mich komplett als Wolke in die Luft erheben? Wie könnte ich das, da ich nicht weiß, wohin der Wind mich trägt?“ Dumpf gurgelte es zwischen Klippen: „Ich weiß den Weg: wir bohren uns in alles Land und schaffen so ein Netz aus unendlichen Kanälen, in denen alles Wasser zu uns fließen kann!“ „Dummkopf“, klatschte eine Woge ärgerlich, „du vergisst wohl, dass das ewige Gesetz unserer Eigenschaft uns zwingt, dorthin zu fließen, wohin uns die Kraft eines Gefälles treibt. In deinen Löchern würde nichts zu uns fließen, sondern wir uns verlieren!“ Das Wasser zwischen den Klippen strudelte beleidigt. „Lasst uns doch einfach alles Land überschwemmen und somit diese Welt zu einem einzigen Ozean, zu einer einzigen Wahrheit machen. Dann ist Schluss mit den Irrwegen und Umwegen des Wassers, dem Gefangensein in Seen und Pflanzen, des Verschmutzens und einsamen Versickerns. Das ist die Lösung!“

„Das ist die Lösung, das ist der Weg. Wir überfluten alles, was nicht ist wie wir. Und so verdecken wir das, was nicht Wahrheit ist, auf dass es das Licht nicht mehr sieht!“ Mit donnerndem Wellengebrause pflanzte sich die Nachricht fort, wogte über alle Meere, kräuselte in die fernsten Buchten. Ein nie gekannter Sturm, eine gierig alles verschlingende Brandung setzte ein, das Wasser tobte, die See kochte, sie sprühte bis zu den Wolken hinauf und riss infernalisches diese mit ihrer Energie füllend in die Ozeane zurück.

Unendliche Zeiten gebärdete sich das Wasser so. Aber nichts von dem, was sich das Wasser erhoffte, erfüllte sich. Denn da, wo es fortspülte, strömte sofort anderes nach, das wiederum nun nicht mehr die Erde bedecken konnte wo es zuvor war. Dies geschah, weil alles Wasser und alle Wahrheit sich ständig ausgleicht, zu einheitlichem Niveau findet. Erstaunt begriff das Wasser, so sehr es auch von allem Besitz zu erreichen schien – es wurde nicht mehr.

Langsam beruhigte es sich, da das, was die Wahrheit ist, zwar seltsame Wege gehen, sich aber nicht gegen die Erkenntnis sperren kann. Und irgendwo in den Bergen strandete ein Schiff, das außer einer Menschen-Familie Tausende von Tieren trug. Sie waren die einzigen, die dem Tod durch die wassergewandete Wahrheit entgangen waren. So lehren sie uns noch heute in den Schulen den Kreislauf des Wassers, seine lebensschenkende, lebenserhaltende, aber zuweilen auch todbringende Funktion. Sie lehren aber auch, dass alles, was lebt, zu einem Großteil aus nichts als Wasser besteht. Wasser ist in allem, was Leben ist. Doch der Ozean hört nicht auf, zu trauern und zu trotzen.

DER SONNEN- STAND

Jetzt, da die Monsune wechselten, zeigte auch der Himmel von Stunde zu Stunde ein anderes Gesicht. Mal zogen die Wolken schwer und regenstumpfgrau träge und tief über das unruhige Wasser, und zur nächsten Stunde wölbte sich das Blau des Tropentages über dem Küstenstreifen, wo sich die Palmen tief über das Wasser neigten und am schmalen, weißen Strand Schatten spendeten.

Es war gegen die fünfte Stunde der zweiten Tageshälfte, als der Wind an Kraft verlor und sich schon bald das Meer träge unter einer dünnen Wolkenschicht glättete. Die Wellen waren verschwunden, sie nippten nur noch plätschernd an den Sandsaum des Strandes. Das Rauschen der Palmwipfel erstummte und die Grillen stimmten in einen dünnen Chor ein. Vereinzelt lockte eine Vogelstimme, doch die Stille und die Bewegungslosigkeit bestimmten das Bild.

Die Menschen kannten dieses Wetter zwischen Tag und beginnender Nacht und achteten es nicht, da es ihnen gewohnt erschien. Die Fischer trafen Vorbereitungen für den nächtlichen Fang, die Bauern und Pflanzler kehrten von ihren Feldern, Plantagen und Wäldern heim. Meehru, der Fischer, war wie fast jeden Abend mit seinem Boot beschäftigt. Als er alle Vorbereitungen getroffen

hatte, wunderte er sich, dass er heute so schnell damit fertig war. Die Sonne stand höher als sonst am Fahlwolkenhimmel, wenn er mit dem Verstauen der Netze fertig war. Risi, der Bauer, kehrte in seine Hütte zurück, wo ihn seine Frau mit dem Vorwurf empfing, heute besonders früh mit der Arbeit Schluss gemacht zu haben, denn die Sonne stände noch über den Bergen, und sonst käme er immer mit dem Schatten heim.

Risi wunderte sich ein wenig, weil er seine Felder wie jeden Tag verlassen hatte. Der Mönch Bosathwa stand in der kleinen Kammer neben der Gebetshalle und schaute gedankenverloren zum Fenster hinaus. Sobald die Sonne eine Handbreit über dem Meer stände, würde er den großen Gong schlagen, der die Mönche zur abendlichen Meditation rief. Ruhig und gelassen blickte er in die Richtung des Meeres, das man von der kleinen Anhöhe, die der Tempel krönte, weit überblicken konnte. Ihm schien, als sei er in einen kurzen Schlaf versunken, denn plötzlich schreckte er aus seinen Gedanken auf, nachdem er gewahr wurde, dass trotz der vielen Fragen, die ihm durch den Kopf gegangen waren, die Sonne noch keinen Fingerbreit tiefer gesunken war. Er beschloss, noch ein wenig in die Bibliothek zu gehen, um in den Büchern nachzulesen, wie die Gelehrten über die Ideen, die ihn beschäftigten, geurteilt hatten.

Meehru stand unschlüssig am Strand. Träumte oder wachte er? Ihm schwindelte kurz, denn ihm war, als ob er schon eine ganze Weile hier gestanden hätte. Die Zeit wurde lang, aber noch immer stand die Sonne deutlich über dem Horizont, fahl durch die dünne Wolkendecke scheinend, der Wolken Muster kräftig zeichnend, sich im stillen Wasser spiegelnd. Zögernd machte er sich daran, das Boot über den Strand zu ziehen. Ein wenig verärgert über die vorwurfsvollen Worte seiner Frau hatte Risi sich im Haus zu schaffen gemacht und ein paar Kleinigkeiten erledigt, die schon lange hatten warten müssen: hier ein

wenig Ordnung, dort ein paar Handgriffe, um Geräte zu richten und zu pflegen, zwei Hacken vom verkrusteten Schlamm des Reisfeldsumpfes gereinigt. Als er wieder vor das Haus trat, wurde ihm mit einem Schlage bewusst, dass es während der ganzen Zeit gleich hell geblieben war und der Schatten des Berges immer noch nicht das Tal überzogen hatte. Ihm schien, als hätte er alles, was er glaubte gerade verrichtet zu haben, nur geträumt. ‚Vielleicht‘, sagte er sich, ‚habe ich ein paar Sekunden mit offenen Augen geschlafen‘. Immer wenn er müde war, konnte es ihm so gehen, dass der Körper einige Momente entspannte und der Geist sich eine kurze Rast gönnte.

Doch als er sich wieder dem dämmrigen Raum zuwandte, erschrak er: alles war so, wie er sich erinnerte, gerade verrichtet zu haben. Also hatte er nicht geschlafen, und jetzt war es doch eine ganze Weile her, seit er nach Hause gekommen war. Als er vom Feld aufbrach, hatte die Sonne so am Himmel gestanden wie jetzt.

Bosathwa riss sich aus seinen Gedanken los. Er haderete mit sich selbst, dass er sich wieder so hatte fortreißen lassen von den vielen interessanten Schriften der Gelehrten. Aber wenn er erst einmal begann, darin zu blättern, verlor er jedes Gefühl für die Zeit. Wenn er nun den Sonnenuntergang verpasst hatte, so wäre der Abt sehr verärgert, denn die Riten schrieben es vor, dass die Meditation mit der Betrachtung der letzten Sonne zu beginnen habe. Er erreichte den Raum des Gongs und blickte durch das Fenster. Erleichtert stellte er fest, dass die Sonne noch zu sehen war ... doch sie war so, wie sie über dem Horizont stand, als er zur Bibliothek ging! Unsicher legte er beide Hände an seinen Kopf, als wolle er fühlen, ob er träume oder wache, lebe oder phantasiere. Ein dumpfes, unheimliches Gefühl der Angst stieg in ihm hoch. Es konnte doch gar nicht sein, dass er so lange gelesen und die Sonne sich nicht bewegt hatte! Das gab es nicht, das konnte es nicht geben. Er fühlte, wie ein kalter Schauer

seinen Rücken hinunter rann, ihm schwindelte, er spürte, wie seine Sinne und sein Bewusstsein schwächer wurden.

Meehru's Boot dümpelte in der heute so ungewohnt stillen See. Leichte Wellen hätten jetzt aufkommen müssen und vor allem der Wind, der ihm von altersher so vertraut war. Er bemerkte, wie die anderen Fischer am Strand unruhig wurden und sich teilweise zu kleinen Gruppen gesellten und begannen, lebhaft zu diskutieren. Risi trat wieder vor die Hütte, mit geschlossenen Augen. Er war sich seiner Sinne und seiner selbst nicht sicher. Ganz langsam öffnete er die Augen zu einem Schlitz, so, als ob er erwartete, etwas fürchterliches zu sehen. Und er sah das Fürchterliche: Die Sonne stand über dem Berg! So wie eben, so wie auch eine Weile davor. So, wie sie stand, als er das Feld verließ.

„Ich träume“ dachte Risi. Doch dann schien es ihm, als ließe ein gewaltiger Windstoß ihn schwanken. Ich bin tot, ich bin tot, ich bin tot, hämmerte es in seinem Kopf. Ich bin tot. Denn die Sonne kann nicht am Himmel stehen bleiben, wenn man lebt. Ich bin tot. In seinem Inneren fühlte er es heiß aufsteigen, eine Übelkeit, so als müsse er ersticken und eine Angst, eine würgende, quälende, sinnesberaubende Angst. Ich bin tot ...

Meehru hielt sich an der Kante seines schmalen Bootes fest, er saß aufrecht auf den runden Streben. Sein Körper war starr und steif. Sein Atem raste, er hörte es in den Ohren sausen und Schweiß trat ihm auf die Stirn. Das Blut pochte trommellaut in seinem Kopf, seine Hände begannen zu zittern. Obwohl das Meer winzige Kräusel zeigte, war es in seinen Augen nur noch eine kalte, glasige Spiegelfläche, nicht mehr irdisch, nicht mehr das Meer, auf dem und mit dem er groß geworden war. Er fühlte, wie ihm der Schweiß am Körper hinunterlief, kein Windhauch, der ihn hätte kühlen und trocknen können. Dies ist das Ende, das furchtbare Ende allen Lebens, allen Seins. Die Sonne war zu einem leichenblassen, stumpf

matt gebrochenem Kristall am Himmel geworden und diese Welt hatte aufgehört, zu bestehen. Kälte kroch an seinem Körper hoch.

Bosathwas Hände glitten unmerklich langsam wieder nach unten und hielten sich krampfhaft und fest umschlungen, als er mit stockendem Atem und brüchiger Stimme begann, ein Gebet zu murmeln. Ihm waren die Worte, die er ausstieß, nicht bewusst, nichts, gar nichts mehr fühlte er von seinem Körper.

Risi wusste nicht, wie lange er gestanden und in die milchige Sonne gestarrt hatte. ‚Ich bin tot‘ dachte er nur immer wieder, ‚ich bin tot‘. Da er keinen Wind, keinen Laut, nichts mehr vernahm, sagte er sich immer wieder: ‚Ich bin tot‘. Wie von weiter Ferne hörte er seinen Namen rufen. „Risi. Riisiiii. Risiii!“ Das waren die Engel des Todes. Immer näher kamen die Stimmen. „Risi, Ri-siiii. Risi, was steht du herum und starrst in die Welt? Tu etwas, es muss etwas passiert sein . Risi!“ So, als würde es Jahre dauern, kroch ein wenig Leben in sein Bewusstsein zurück. „Tu etwas, Risi! Risi, was ist los?“ Es war die Stimme seiner Frau. Risi gelang es, sich mit einem Ruck von seinen Gedanken zu lösen. Er wirbelte den Kopf herum und schaute in die angsterfüllten Augen seiner Frau. „Risi, tu etwas, ich habe Angst.“ Risi konnte nicht verstehen, nicht ermessen, was die Worte seiner Frau bedeuteten.

Doch dann rannte er los. Rannte, rannte, rannte, rannte in das Dorf, rannte über die schmalen Stege der Reisfeldraine und rief: „Tut etwas, tut etwas, tut etwas. Ich bin tot. Tut etwas, ich bin tot!“ Doch keiner nahm ihn wahr, keiner hörte ihn rufen, keiner sah ihn. Alle im Dorf starrten sie gebannt und ungläubig auf die Sonne, die an diesem Tage nicht hinter den Horizont sinken wollte, so wie es die Sonne alle Abende getan hatte

Meehrus Hände waren weiß vom Krampf und blutig von der Kraft, mit denen er sich in das Bootsholz krallte.

Noch immer starrte er in die Richtung der Sonne, noch immer lag sein Boot in dieser Richtung, denn noch immer wehte kein Wind, noch immer wogte keine Welle. Meehrus Hand glitt plötzlich von der Kante ab, hart schlug sein Körper auf die Querbank und sein Kopf prallte an das Ruder. Bei der Wucht eines solchen Aufpralles hätte Meehru benommen oder gar ohnmächtig sein müssen, doch mit einem Male war er hellwach. Der Schmerz seiner blutenden Hände und seines geprellten Armes schoss durch seinen Körper, er warf seinen Kopf hoch und griff nach dem Ruder und schlug in wilden Bewegungen auf das Wasser, so dass sein Boot alsbald auf den Sand knirschte.

Risi lief, bis er die Spitze des Hügels erreicht hatte, auf dem das Kloster stand. „Ich bin tot, tut etwas, ich bin tot“ schallten seine Rufe dröhnend von den Hallen und Nischen der Tempelanlage zurück. Die Mönche kamen gelaufen, sie starrten erschrocken auf den Mann, den sie schon lange als frommen, aber stillen Bauern kannten und der offensichtlich nun seines Geistes beraubt war. Vielleicht, so diskutierten sie aufgeregt, hatte er von einer giftigen Pflanze gegessen.

Das Boot knirschte auf den Sand und blieb still liegen. Keine Welle schaukelte es mehr. Meehru schwang sich aus dem engen Bootskörper und lief auf die Gruppe der Fischer zu, die sich unter den Palmen versammelt hatten und gespannt auf die aschefarbene Sonne starrten. „Es ist das Ende der Welt“, mischte er sich in ihre Gespräche, „glaubt mir, es ist das Ende der Welt“. Er sah die anderen fragend an, doch keiner achtete auf seine Worte. Denn viele redeten und redeten vor sich hin, aus Angst, das Schweigen könnte die schlimmsten Befürchtungen bestätigen. „Lasst uns zum Tempel gehen!“ Immer wieder rief es Meehru, der – wohl als einziger in der Gruppe – nicht hypnotisiert war vom Anblick der Toten-sonne.

Und wirklich, kaum dass er die ersten Schritte in Richtung des Weges zum Tempel gesetzt hatte, folgten ihm die Leute, sich immer wieder umdrehend und des Anblicks versichernd, der so nicht sein konnte, wie er sich ihren Augen bot.

Die Mönche hielten Risi an seinen Kleidern gefasst und redeten ruhig und geduldig auf ihn ein. Die Worte zeigten eine erste Wirkung und sein aufgeregtes Rufen wurde immer schwächer, bis Risi still vor sich hin weinte. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht und ließen ihn stumm werden. Die Mönche ahnten, dass ihm etwas Schreckliches passiert war und ließen ihm Zeit, sich wieder zu sammeln. Der Abt trat einen Schritt auf ihn zu. „Risi, was ist passiert? Risi, was ist Dir geschehen?“ Risi schaute ihn fassungslos und erstaunt an, wie es sonst nur Kinderaugen können. Seine Lippen bewegten sich, versuchten, Worte zu formen, die ihm nicht gelingen wollten. „Risi, komm setz Dich. Setz Dich zu uns. Wir werden Dir helfen“.

Doch Risi machten keinen Schritt, vermochte sich nicht aus Starrheit seines Körpers zu lösen. Geduldig warteten die Mönche, die ihn in immer größerer Zahl umringt hatten. Schließlich bewegte er seine Lippen heftiger. „Die, die, die So - Son - Sonne, die Sonne!“

Nur schwach war sein Gestottere zu vernehmen und sein Arm machte eine ganz leichte, fast unmerkliche Bewegung, als wolle er etwas zeigen. Zuerst begriffen die Mönche nicht, was er meinte. Einer nach dem anderen sah in die Richtung der Sonne, die sich hinter dem Wolken Schleier auf das Meer zusenkte. Es war für sie dies die Stunde, da sie den Gong zur abendlichen Meditation erwarteten. „Die Sonne“ wiederholte Risi.

„Was ist mit der Sonne, Risi?“ „Die Sonne, die Sonne“, wiederholte er nur, unfähig, noch weitere Worte zu sprechen. Der Abt fasste Risi am Arm. „Risi, wir wollen Dir helfen, doch sage uns bitte, was Dein Herz gebrochen

hat. Was ist mit der Sonne?“ Wieder dauerte es eine Weile, bis Risi die Kraft fand, zu sprechen. Nur dünn und fast gestoßen kamen ihm die Worte aus dem Mund. „Ich bin tot. Bitte tut etwas, ich bin tot. Die Sonne bewegt sich nicht mehr. Seit Stunden steht sie still. Die Sonne ist tot, ich bin tot.“ Die Mönche blickten nun alle wieder auf die Sonne, die über dem Meer stand, wie jeden Abend. Sie konnten nichts finden, was an dieser Sonne anders war als an den Sonnen aller Tage zuvor, auch wenn sie sich heute mehr als sonst hinter dem Wolkenschleier versteckte.

So sehr sie auch auf Risi einredeten, es waren immer die gleichen Worte, die sie als Antwort erhielten. Worte, mit denen sie nichts anzufangen wussten. Schließlich kam einer auf die Idee, Bosathwa zu fragen. Einige gingen in die Kammer neben der Gebetshalle, wo Bosathwa wie jeden Abend aus dem Fenster schauen würde, um den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen. „Bosathwa, hier ist Risi, der Bauer, den Du auch kennst, er redet dauernd etwas von der Sonne, die stehen geblieben ist. Was, Bosathwa, kann das bedeuten. Hast Du etwas beobachtet, was anders ist an der Sonne als an den anderen Ta...“ Sie erstarrten, als sie Bosathwa ins Gesicht schauten: eine versteinerte, totenhafte Fratze starrte ihnen entgegen, aus der alles Leben gewichen war. Bleicher als das Weiß der Kalkwände und älter, als ein Mensch in einem halben Leben altern kann. Wie sehr sie auch auf Bosathwa einredeten, nun aufgeregt und durcheinander, Bosathwa schien nichts anderes zu sein als ein aufrecht stehender Leichnam, gleichsam steinernes Menschenbild. Grauen und Entsetzen erfasste sie, so schnell es nur ging, rannten sie in den Hof zurück, wo sich die anderen um den Abt versammelt hatten, der selbst unsicher und fahrig mehr mit den Händen als mit Worten zu reden schien. Gleichzeitig hörten sie und die anderen das Geschrei einer großen Menschenmenge, die sich wenige Augenblicke

danach in den Innenraum des sonst so stillen Klosters mit Lärm und Gebrüll ergoss. In dem nun einbrechenden Chaos wusste niemand mehr zu erkennen, was geschehen könne, um die Menge zu beruhigen.

Schließlich gelang es dem Abt, sich auf eine kleine Steintreppe zu stellen, so dass er die Köpfe der Menge überblicken konnte – und er erschrak. Tausend und mehr, das ganze Dorf, die ganze Umgebung, musste zum Kloster geflüchtet sein und hinter den Toren war zu erkennen, dass noch eine große Menge nachrücken wollte. Von irgendwo her klangen laut und dröhnend die Schläge des mächtigen Gongs. Einige der Mönche mussten ihn herangeschafft haben. Immer lauter, heftiger und schneller wurden die Gongschläge, bis ihr kupfernes Vibrieren alles Geschrei und alle Rufe übertönte. Ekstatisch schlugen die Mönche auf den Gong, dann ließen sie erschöpft ab.

Totenstille lag über dem ganzen Kloster, so als sei kein Mensch auf dem großen Platz. Der Abt wusste, dass es nun an seinen Worten liegen würde, die Menge zu beruhigen oder es würde eine Panik ausbrechen, die vielen Menschen, die ihn erwartungsvoll anstarrten, das Leben kosten würde. Ihm war inzwischen durch die vielen Rufe klar geworden, dass die Worte, die Risi wie in Trance gestammelt hatte, wahr und die Wirklichkeit waren, eine Wirklichkeit, die auch in seinem Kopf nicht Platz zu finden vermochte. Auch jetzt, da er ansetzte zu sprechen, wurde ihm bewusst, dass die Sonne in der Tat seit dem Auftauchen Risis nicht einen spannbreite tiefer gesunken war, obwohl es mehr als eine halbe Stunde her sein musste, dass dieses unerwartete Schicksal begonnen hatte.

„Unser Gott segnet uns“, rief er mit so lauter Stimme, wie ihm nur möglich war, über die Köpfe der Versammelten hinweg. Ihm war sie so fremd, brüchig und voller Zittern, wie die eines Fremden. „Unser Gott segnet uns. Er hat uns die Sonne geschenkt, damit wir von nun an

für alle Zeiten im Licht leben. Die Dunkelheit ist von uns gegangen, und mit ihr die Angst. So, wie die Sonne jetzt steht, wird sie bleiben und so wird unser Leben werden: in ewigem Licht, ohne die Finsternis der Nacht. Wir haben die Dunkelheit überwunden, die voller quälender Zweifel war und unser Bewusstsein wird Licht sein, licht und hell. So, wie die Sonne von nun an uns leuchtet und uns dabei nicht verbrennt, weil uns die Wolken schützen, so wird auch unser Geist nun leuchten und uns nicht verbrennen.“ Ihm wurde bewusst: das war nicht er selbst, der da gesprochen hatte.

Schweigen lag über der großen Runde, als er seine Rede beendet hatte, Schweigen und Ergriffenheit, aber auch Schweigen des Unverständnisses, der Furcht, des Unbegreiflichen. Doch dann, so wie eine Orkanböe von einem zum anderen Moment die Luft in ein tobendes, brodelndes Luftmeer verwandelt, kamen – wie aus allen Kehlen zugleich – Schreie, Rufen, Laute. Freudengeschrei, Angstlaute, Taumel. Hände wurden in die Luft gereckt, die Menge, dicht an dicht standen die Leiber, schien in Wellen zu wogen wie das Meer. „Hurra“ und „Gesegnet sei Gott“ und „Wir haben es geschafft“ vernahm der Abt. Er schaute noch eine Weile auf die Masse und überließ sie sich selbst, ihrem Ausbruch der Gefühle, ihrem Schwall der Worte, dem Strom der Tränen und dem körperlichen Bedürfnis nach Schutz und Halt. Die Menschen fielen sich gegenseitig in die Arme, weinten und lachten zugleich, redeten wild aufeinander ein, bis die ersten erschöpft und kaum noch der Worte oder eines Gedankens fähig versuchten, die Ausgänge zu erreichen.

Der Abt betrat die Gebetshalle. Er wollte sich gerade auf dem Boden vor der Statue niederlassen, als ihm Bosa-thwa einfiel, nach dem er geschickt hatte, von dem aber noch keine Antwort gekommen war. Er ging in den Nebenraum, den er so gut kannte, weil er selbst jahrelang bei jedem Sonnenuntergang hier gesessen hatte, die

schönsten Minuten des ganzen Tages genießend, wenn die Sonne den Himmel färbt und Stille das Land überflutet. Dies alles, so fiel ihm blitzartig ein, würde es nicht mehr geben. Bosathwas Körper lag in einer gekrümmten und unnatürlichen Haltung am Boden, die Hände zum Gebet verkrampft, die Augen weit starr geöffnet. Der Abt legte seine über Bosathwas Hände, hielt sie einen Augenblick fest und sah mitleidig in sein Gesicht. Er hatte zu viele tote und sterbende Menschen gesehen, um nicht zu wissen, dass Bosathwas Geist die Reise angetreten hatte zu dem Licht, das ihnen nun hier auf Erden geschenkt worden zu sein schien.

Es war Nacht, aber nicht dunkel, und so saßen die Leute am Dorfplatz oder vor ihren Häusern, ohne die gewohnten Lampen, die sonst die Diskutier- und Feier-Versammlungen so heimelig erhellt hatten und redeten und redeten über das Ereignis, das zu glauben sie alle noch nicht so recht imstande waren, obwohl ihre Augen untrüglich wahrnahmen: es war hell, hell wie in der frühen Dämmerung. Der Wind hatte immer noch nicht eingesetzt, so war die Luft angenehm warm, aber keineswegs drückend, eine wohlige, duftige Seidenluft. Das Meer war noch immer so glatt und friedlich.

Von nun an war ihr Leben verändert. Jeder, der müde war, legte sich irgendwann zur Ruhe, ohne auf die Nacht warten zu müssen. Wer Hunger hatte, aß, denn keiner wusste mehr, ob es morgens, mittags oder abends oder gar nachts war. Alle Stunden des Tages waren gleich, die Welt war wie das Universum: ruhig, gleichmäßig, beständig und – so sahen es die Weisen – von einer inneren Harmonie erfüllt. Die Menschen fühlten dies auch, und so kamen sie fast alle zum Tempel, hörten die Schriften der Gelehrten – und ein Jeder verstand sie. Was der Abt gesagt hatte, war in Erfüllung gegangen. Alle Menschen erlangten die Weisheit und Erkenntnis, die dem Licht gleichkam, keiner schloss sich von den großen und guten

Gedanken aus, alle fühlten in sich den Frieden und die Harmonie.

Der Abt, der dieses vorausgesagt hatte, wurde von den Menschen von nun an verehrt als der Prophet, Bosa-thwas Grabstelle war zu einer immer mit duftenden den Blumen umstandenen Opferstätte geworden. Die Tage und Wochen gingen ins Land. Doch das Leben war nicht ohne Veränderung geblieben. Die Fischer fingen weniger, weil die Fische nicht mehr – wie sonst nachts – dicht unter der Oberfläche schwammen. Die Felder, als sie abgeerntet waren, wurden zwar gepflügt und besät, doch es fehlte der Regen, denn der Wind, der nicht mehr wehte, konnte auch keine Monsunwolken bringen, und so blieben sie, wie sie abgeerntet waren. Als die Früchte der Bäume gegessen waren, war der Baum kahl und nichts regte sich mehr an ihm – keine neue Knospe, keine Blüte mehr. Dadurch, dass jeder zu einer anderen Zeit schlief, war keine Gemeinschaft mehr möglich, denn jeder hatte die Wahl, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm gefiel.

Zwar waren die Menschen aller Weisheit mächtig, die ihnen die Schriften und die Mönche, die ihnen beharrlich und geduldig alles immer wieder erklärten; vermittelten, doch – sie wussten sie nicht zu nutzen. Denn alle waren im Licht, es gab keinen Kampf mehr, der hätte ausstanden werden müssen, Feindschaften und Fehden waren beigelegt, Neid und Hass unbekannt geworden. Alle Menschen waren einsichtig und zum Licht gelangt – aber wozu? Warum die ganze Weisheit, wenn das Leben nicht mehr so war wie früher? Alle Schriften, alle Gedanken hatten der Verbesserung, der Überwindung des Leids, dem mühseligen Pfad der Erkenntnis gegolten. Nun waren alle im Licht – und das Leben war nicht mehr das Leben, dass sie gekannt hatten vor dem Tage, da die Sonne stehen blieb, an der Stelle, wo sie heute noch stand. Tag für Tag.

Tage gab es eigentlich nicht mehr, alles war ein stetiger, unaufhaltsamer, durch nichts gestörter, ruhiger Fluss. Harmonie der Zeit. Aber: eigentlich war es auch kein Fluss der Ereignisse mehr, da die Ereignisse nicht mehr stattfanden. Kein Wachstum, kein Wetterwechsel. Der Vorrat an Nahrungsmitteln drohte bald zur Neige zu geben. Das Leben hatte sich erfüllt – was bedurfte es da der Befriedigung eines hungrigen Körpers.

Risi, aufgewachsen als Arbeitender und nun mit den Weisheiten bedacht, doch ohne Pflichten, war der erste, der es nicht mehr ertrug. Er erschlug, mitten in einer Zeremonie, keiner konnte ihn hindern, den Abt. Denn der hatte ihn damals daran gehindert, tot zu sein. Risi, so sagte er es sich immer wieder, war doch tot gewesen, denn die Sonne hatte aufgehört, ihre himmlische Bahn zu ziehen. So, wie es dem Toten scheint, der die Sonne als letztes Bild mit auf seine geistige Reise mitnimmt. Die nie mehr untergehende Sonne, das ewige Gleichmaß des harmonischen Lebens. Zur gleichen Zeit zündete Meehru sein Boot an, ohne dass er es wusste; es trieb ihn, seine Sinne hatten ihn verlassen. Das Feuer griff auf das ganze Dorf über und auf die Bäume und den Rest der Felder.

Plötzlich war der Himmel glutrot, so wie ihn sonst nur die untergehende Sonne gezeichnet hatte und dichte, schwarze Wolken hüllten die Todessonne ein. Ein ganz leiser Wind kam auf, er wurde stärker, kräuselte das Meer und begann, die Wolken und den Rauch fortzutreiben. Als der Himmel wieder klar wurde, war es Nacht und ein letzter fahlroter Schein berührte die äußersten Weiten des Abendhimmels, in den die Sonne versunken war.

Es war wieder Nacht. Und die Menschen Menschen.

AUGEN- SCHEIN

Jo hielt sich für einen rücksichtsvollen Touristen und auch bei kritischem Überlegen fand er keinen Grund, nicht in die Pilgerstätte zu gehen, die er am Ufersaum sah. Immerhin trug er anständige Kleidung, auch wenn er bei dieser Hitze lieber in der Badehose oder gar im Adamskostüm herumgelaufen wäre. Er schwitzte mächtig unter dem Gewicht der schweren Kameratasche, deren Riemen unangenehm in die Schulter schnitt.

„Ich will die Welt so objektiv wie möglich sehen, deshalb schleppe ich so viele Objektive mit“, sagte Jo als Bonmot denjenigen, die ihn oft spöttisch auf seine monströse Ausrüstung ansprachen. Diesmal hatte er sich auch noch ein Tonbandgerät über die andere Schulter gehängt, denn er hatte gefunden, Dia-Abende mit Original-Tönen erhöhten das Erlebnisgefühl – vor allem für Jo. Genau genommen sagten nur ihm die Bilder und Töne etwas, weil sie seine Erinnerung und Phantasie zugleich weckten.

Jo blieb ehrfürchtig vor dem steinernen Tor stehen, so sah es jedenfalls für einen Beobachter aus. In Wirklichkeit studierte er nur eingehend die Steinskulpturen, immer auf der Suche nach einem lohnenswerten Detail und Fotomotiv. Er kannte solche Tempelanlagen von vielen anderen Besuchen. Von einer schneeweißen, mannshohen Mauer umfriedet ein sandiger Innenhof, den

der große, schattenspendende Bodhi-Baum beherrschte als immerwährende Erinnerung für die Gläubigen. Unter einem solchen Baum fand Buddha die Erleuchtung. Es war um die Mittagszeit, Jo erwartete nicht all zuviel weißgekleidete Pilger zur Meditation und zum Gebet zu finden. So war es auch, er schritt gemächlich auf die offene Türe der zentralen Halle zu, in der sicherlich eine bunte Buddhastatue der Mittelpunkt war.

Er trat in den kühlenden Schatten des Haupthauses. Wie in den unzähligen Tempeln der Tropeninsel war auch hier die Ausstattung einfach, dennoch pittoresk für den westlichen Geschmack wirkend. Ein wenig zu grell, fast schon kitschig. Jo umrundete die Statue und blieb fasziniert an einer kleinen Fensternische stehen, von der aus man einen herrlichen Blick über den Palmengarten bis hinunter zum Meer. hatte. Er öffnete seinen Alukoffer, um diesen herrlichen Anblick im Bild festzuhalten. Schon bei diesen wenigen Bewegungen und trotz der windfördernden Fensteröffnungen. des Raumes trieb ihm die Schwüle des Tages den Schweiß auf die Stirn.

Als er alle Objektive durchprobiert und einen halben Film verschossen hatte, erschrak er ein wenig, als er eine kräftige Stimme hinter sich hört, die ihn in tadellosem englisch begrüßte. Er drehte sich um und sah in das offene und freundliche Gesicht eines Mönches, der mit seinem kahlen Kopf und der Lässigkeit, mit der er das safranfarbene Kleid aller buddhistischen Mönche um den Körper geschlungen hatte, Würde und Weisheit ausstrahlte. Jo lächelte ein wenig verlegen zurück, wusste nicht, was er dem Mönch antworten sollte. Doch der kam ihm zuvor. Er zeigte sich interessiert an Jos Fotoausrüstung, an seinen Erfahrungen und Eindrücken der Reise und bald waren sie in einem interessanten Gespräch vertieft.

Jo war die immer stärker werdende Schwüle nicht bewusst und immer wieder wandte er sich zwischendurch dem Fenster zu, um ja nicht eine schöne Lichtstimmung

zu verpassen. „Was haben Sie hier aus dem Fenster fotografiert?“ fragte ihn der Mönch fast nebenbei. Jo war ein wenig verwirrt, denn was anderes als das Meer und die Palmen sollte er aufs Bild gebannt haben. Oder gab es hier etwa verbotene Dinge, die er nicht hätte fotografieren dürfen? „Nun, die Palmen, die Sonne über dem Meer ...“ antwortete er zögernd.

Der Mönch lächelte ihn an. „Sie meinen, den Regen.“ Jo sah verduzt auf. Er schaute durchs Fenster, dann zum Mönch, sich vergewissernd, ob der nicht eine Posse mit ihm trieb, sah wieder zum Fenster hin. „Was Sie jetzt sehen, ist der Regen,“ wiederholte der Mönch, völlig ernst und ruhig. „Sicher, Sie sehen nur die Sonne und das Meer. Aber ist es nicht so: Sonne und Meer vereinen sich und sind Regen. Sie sehen ihn nicht und doch sehen sie ihn!“

Beide schwiegen. „Wenn Sie wollen, können Sie mich begleiten. Es ist jetzt Gebetsstunde. Setzen Sie sich ruhig in eine Ecke, es stört uns nicht, wenn sie zusehen wollen. Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie ihr Tonbandgerät laufen lassen. Denn gute Worte sind es doch wert, weiterverbreitet zu werden, oder?“ Dies leuchtete Jo spontan ein und dankbar nahm er die Einladung an.

Das mittägliche Gebet war beendet und als Jo wieder ins Freie trat, war der Himmel verändert. Er wusste, was dies zu bedeuten hatte: Monsun!

Er zog sich wieder in die Gebetshalle zurück und beschloss, von ‚seiner‘ Nische aus dem Naturschauspiel zuzusehen. Das Bild war trügerisch. Die schlanken himmelragenden Kokospalmen wiegten sich in einer Brise. Die Blätter zitterten ein melodisches Tremolo, das nach und nach zu einem hellen Rauschen answoll. Das Meer, seit Tagen durch den Monsun aufgewühlt, gab donnernd den Basston dazu. Dumpfes Grollen und Poltern wich einem zischenden Fauchen. Der Wind nahm zu. Gischt sprühte weit über den Strand und legte einen Dunststep-

pich über das Land. Die Krähen kämpften gegen den feuchtwarmen Luftstrom und schienen für Sekunden stillzustehen in der Luft, wenn sie ihre Schwingen einfach nur dem Wind entgegenhielten um sich dann mit einem leichten Schlag der Flügel in die Höhe zu katapultieren oder dem Boden zuzuschließen. Ihr krächzendes, knorriges Schreien klang wie ein wüstes Schimpfen und trotziges Gezeter wider die Natur, die ihr Jahrmillionen altes Fruchtbarkeitsspendendes Todesspiel Monsun inszenierte.

Noch war der Himmel blassblau und vereinzelt zogen Cirren über die Saphirsphäre. Darunter jedoch, greifbar nahe, jagten die ersten Schwaden, nicht Wolke, nicht Nebel, wie eilige Boten schlechter Nachrichten tief durch die Luft. Nur wenige Minuten später wich das Blau des Himmels kriechend und beständig einer milchigen Schicht. Saphir wechselte zu Aquamarin, diese zu Mondstein. Erst noch das vornehm blasse Blau der schönen Mondsteine, dann das bläuliche Weiß der gewöhnlichen Stücke. Konturen verschwammen. Nah und weit gab es nicht mehr. Dort, wo der Horizont gewesen war, ging das Bleigrau des Wassers in ein Stumpfblau des Himmels über. Unpolierter Lapislazuli.

Merklich zog die Wolkenwand höher und füllte nun schon vorhanggleich den Bühnenhintergrund. Verzweifelt kämpfte die Sonne gegen ihren fahlen Tod. Sie schickte ihre zerstörende Energie als Strahlengeschosse hinein in die wabernde Wolkenmasse. Diese war noch nicht stark genug, um die Erde ganz gegen das Licht abzuschirmen und alles Land in ein dampfendes, wässriges Treibhaus zu verwandeln. Auf dem Schmutziggrün der Palmwedel zeigten sich erste glitzernde Lichtpunkte und dann überzogen sie sich mit einem glänzenden Klarlack aus wolkengefiltertem Licht.

Von einer Sekunde zur anderen jedoch riss der Schoß der Wolken auf und feurigrote Sonnenstrahlen brannten sich auf die Palmenkronen, zeichneten in karminroten

Strichen die nadelartigen Stämme vor dem inzwischen smokingsamtblauen Hintergrund und überfluteten weich und warm die Palmhütten, die sich unter den Schutz der mächtigen Baumeere geduckt hatten. Der Dunst und die Feuchtigkeit reflektierten millionenfach das Glutorange und packten die Welt in eine Watte aus Wärme und Licht, so als ob sie alles und jedes vor dem drohenden Unheil schützen und beruhigen wollten. Wie eine Mutter ihre Kinder in den Arm nimmt, wenn der Donner allzu arg grollt, so breitete die Sonne ihre Lichtfluten über die Erde aus. Sie schickte ihr Rotspektrum in das Crescendo des Finale und kontrastierte bald mit dem dumpfen Blau der Wolkenbank, dem trillernden Gelbgrün der Konturenfetzen und mixte einige Takte alles Rot zu einem sinnlichen Lebenscocktail.

Mit einem grandiosen Schlussakkord in abertausendfacher Reflexion verabschiedete sich die Sonne, ahnend, dass sie das Spiel vorerst verloren hatte, obwohl sie einst selbst, tausend Meilen entfernt, den Spiegel des Ozeans aufgeheizt und tausend Tonnen Wasser zu Quellwolken geknetet hatte. Sie selbst hatte die Flauschbälle zu Türmen geformt und mit dem von ihr entfachten Wind auf die Reise geschickt. Die Wolkengebirge schwammen auf einem stickigem Luftbrei über den badewannenwarmen Ozean, Schicht um Schicht, verwoben und verquirlt, gestaltlos, Massen ohne Konturen, Materie in Urform. Nun waren sie bereit, ihre Gewalt und Energie auf jeden Fleck der Erde zu schütten, der schon allein durch seine Anwesenheit das auf einen unvorstellbar kleinen Spielraum abgesunkene Gleichgewicht zwischen Massenträgheit und Auftrieb zu stören wagte. Was da auf die Küste zugeschwommen kam, war die Energie eines Supertankers voll Dynamit, auf dem seelenruhig die Raucher ihre glühenden Zigaretten wegwarfen.

Die Sonne verabschiedete sich also vom selbstinszenierten Doppelspiel und sofort packte das unbarmherzige

Graublau der Dämmerung nach dieser Erde, wie man ein zu Tode gehetztes Tier in einer Falle mit einer schmutzigen Decke fängt. Unendlich drückende Schwüle lag über den Palmen, die ihren Federbuschtanz aufgehört hatten und nun still und ergeben auf das Schicksals warteten, das sich mit der lähmenden Trägheit eines Grobians, der schon lange vor dem Kampf als Sieger feststeht, heranzwälzte. Auch die Krähen wagten jetzt nur noch vereinzelt ihren warnenden Ruf und schlepten sich mit schlappen Flügelschlägen durch den feuchten Brei der Luft. Einzig die Wellen schlugen weiter energisch gegen die Küste, als pochten sie an eine Türe, um den unweigerlichen Sieg ihre Elementes vorauszusagen und anzukündigen.

Die Welt hatte aufgehört, Farben zu zeigen und war einfach auf schwarzweiß umgeschaltet. Nein, graugrau. Da unterschieden sich die ansonsten schreienden Farben des Blütenmeeres nur durch einen anderen Grauton von dem sonst bescheiden zurückhaltenden Grün der Blätter. Die Farben hatten aufgehört zu existieren. Auch die Wolkenwand, die nun zum Scheitelpunkt des Firmamentes hochgeklettert war, hatte ihre bedrohliche Schwärze verloren und war nur noch Graumasse. Die ersten Palmen nickten ergeben ihren Kopf, als verbeugten sie sich vor dem neuen Herrscher, der die Macht über die Welt gewonnen hatte, ohne einen Kampf auszutragen. Der Rest fiel ergeben in die Huldigung ein und ein erster Wind peitschte auch die letzten widerspenstigen Stämme unbarmherzig zur respektvollen Verneigung. Während die Palmen vorher ihre Schleierarme nach allen Richtungen hatten tanzen lassen und sich beschwingt im Rhythmus der springenden Winde kokett bald hier hin, bald dorthin spreizten, schienen sie nun dem Eroberer alle Arme flehentlich hingestreckt zu haben, den Stamm immer tiefer zur Erde neigend um Gnade bittend. Tausendfaches Pfeifen des Windes zwischen ihren spindeldürren Blattfingern steigerte sich zum Gebrüll. Das Rauschen des Meeres

wurde übertönt durch das Sirren und Heulen der Luft. Ein Plätschern und Klatschen, als wäre der Schauer schon da.

Erst aber schenkte die Regenfront einmal Kühle, die wie eine Flasche bergkristallklares Wasser einem Verdurstenden in der Wüste Leben schenkt. Dann: Regen. Schlagartig hatte sich das Grau des Lichtes in Wasser verwandelt. Kein Helligkeitsunterschied, kein lauter Windstoß, die Farbe hatte nur ganz einfach ihr Element, ihre stoffliche Form gewechselt. Dies war kein Regen mit Tropfen und Schleiern. Dies war das pure Wasser. Der Ozean war durch die Luft geschwommen und holte nun nach, was er als Meer nicht geschafft hatte. Zwar war die See vom Land bezwungen, an den Ufern zurückgewiesen, hatte sich das Land gar aus dem Meeresboden erhoben. Nun aber war der Ozean triumphierend aufgestanden, hatte sich abermals eine Stufe höher als das Land erhoben und begann nun, das Land wiederum unter sich zu versenken. Kein Schiff könnte beim Untergang dichter und enger von Wasser umspült sein. Die Luft war verschwunden, die Elemente ausgetauscht. Beim Atmen sog man Wasser ein. Rings um die Menschen, Bäume und Häuser löste das Wasser Grenzen und Linien auf und verband alles zu einer einzigen brodelnden Masse.

Das Rauschen des Meeres war an Land gekrochen, sein Toben der Brandung und das Brüllen der Palmen war zu einem tödlich harmonischen Akkord verwoben. Töne existierten nicht mehr einzeln, das Element Wasser hatte nicht nur seine eigene Nichtfarbe, es hatte auch seinen Nichtton mitgebracht. Zeit gab es nicht mehr. Es war schon seit Jahrmillionen so wassergraubrausend. Es würde auf ewig so sein. Oben, unten. Baum, Tier. Wasser, Luft. Was sollten die Unterscheidungen, wo die Welt aufgehört hatte, Welt zu sein? Nein, dies war nicht die Welt, dies war die Phantasie der Urkraft. Wasser, pures Wasser. Das Wasser lief nicht ab. Wohin auch? Da, wo es

hätte hinfließen können, so wie Wasser auf der Erde fließt, da war schon Wasser. Es konnte nicht strömen, fließen, spielen. Es war allgegenwärtig. Es war das Sein.

Erst viel später, als er wirklich eintrat, nahm man den Unterschied wahr. Dasselbe Grau, dasselbe Brüllen, nur wieder ein anderes Element. Ein neues Element? Das alte Element Luft. Plötzlich fielen nur noch Tropfen, hässlich klatschend, bodenhüpfend, störend. Sie brachten eine unangenehme Kälte mit. Luftkalt. Nicht mehr das wasserwarme Wabern, sondern nadelstichkaltes Winden und Wehen. Die Palmen nickten wieder hoch, sie schüttelten sich ihr Wasserkleid ab, es fiel hässlich plumpsend auf den gurgelnden Boden. Glucksend und blubbernd verkroch sich das Wasser in Ritzen und Ecken, als schämte es sich einer schändlichen Tat. Schuldbewusst sickerte es in die Winkel und Ecken, drückte sich platt auf den Boden und war bereit, zur Strafe sich im Boden zu verlieren, sich von den Wurzeln der Bäume und Sträucher aufzusaugen zu lassen und erst wieder im Chlorophyllgrün der Blätter das Licht zu erblicken.

Da war auch wieder jener Strich, der Himmel und Erde am Horizont spaltete und ein zaghafte Hellgrau am Himmel ersetzte das Sonnenlicht und zeichnete schüchtern Konturen in die Wolkengebirge. Fauchend erkämpfte sich die Luft den Platz zwischen den Bäumen zurück und strich dort die Blätter der erschöpften Palmen glatt. Eine Krähe meldete sich krächzend als Vogel aus dem Fischerelement Wasser zurück, die anderen erwiderten ihr Rufen mit dankbarem Schnarren. Die Welt, die ohne das Wasser nicht leben kann, richtete sich darauf ein, für ein paar Stunden wieder atmen zu können.

Der Mönch trat erneut neben Jo und nahm das Gespräch auf, das sie vor der Gebetsstunde unterbrochen hatten. „Haben Sie die Sonne gesehen?“ fragte der Mönch den abermals erstaunten Jo. „Die Sonne?“ „Ja, die Sonne!“ „Aber es war doch so grau vor Wolken und

Wasser. Die Wolken - ich konnte keine Sonne sehen ...
“ „Ja, das sagte ich doch. Was anders als die Kraft der Sonne sind sie denn, die Wolken, der Wind, der Regen? Mit Ihrer Kamera bemühen Sie sich, auf den Fotos die Sonne festzuhalten. Doch die Kraft der Sonne, ihre wahre Natur, die können Sie nicht festhalten, ja, noch nicht einmal sehen. Ist es nicht die Kraft der Sonne, die uns das Leben schenkt? Und doch sehen wir es nicht.“ Jo stand noch immer nachdenklich, als der Mönch schon lange gegangen war. Er schaute noch einmal durch das Fenster.

Gerade in diesem Moment leuchtete die Feuerkugel der Sonne hinter den abziehenden Wolken hervor. Sie zwinkerte ihm zu.

DER FLUG

Archie war schon immer ein Abenteurer gewesen. In seiner Jugend verging kaum ein Tag, an dem er nicht einen Streich gespielt hätte oder wo es keine Rauferei gab, oder – was bei der Mutter, die sonst ihren kleinen Archie über alles ins Herz geschlossen hatte, wahre Schimpftiraden auslöste – dass er mit zerrissenen Kleidern oder Löchern selbst in den robustesten Schuhen wieder nach Hause kam. Die Lehrer gaben bald auf, Archie bändigen zu wollen, zumal er mit seiner Intelligenz fast immer der Klassenbeste war.

Wenn er doch bloß nicht so fürchterlich wild und auf die Gefahr ausgewesen wäre, die zu suchen ihm den gleichen Spaß zu machen schien wie anderen Kindern die Süßigkeiten, die sie von Tanten und Omas bekamen, wenn sie besonders lieb und brav waren. Archie hatte auf diese Art und Weise noch nie Süßigkeiten bekommen. Er hatte ganz im Gegenteil schon bittere Niederlagen einstecken müssen, denn der kleine Archie lernte schnell, dass auch für den Mutigsten und kühnsten nicht die Bäume in den Himmel wuchsen.

Doch – wo in dieser Welt ist noch ein rechter Platz für Abenteurer? Unsere Welt braucht Ärzte und Ingenieure, Buchhalter und Lokführer, Förster und Bademeister. Abenteurer sind nicht gefragt. Ihr Platz ist in den Büchern, und lebendig werden sie allenfalls in der Phantasie derjenigen, die diese Bücher lesen oder auf den Mattscheiben und Leinwänden, auf denen die Filmhelden eine Stunde lang das Leben so darstellen, wie es in Wirklich-

keit nie und nimmer war und ist. Archie hatte sehr selten solche Bücher gelesen und noch weniger solche Filme gesehen – ihn hielt es nicht in der Langeweile des Lesens und des Zuschauens. Abenteuer war für ihn das Leben selber: Wo es nichts aufregendes gab, sorgte er eben für Aufregung.

Doch mit der Kindheit schwand auch die Möglichkeit, all die Phantasie, die ihn nie im Stich ließ, in die Tat umzusetzen. Als er zur Universität kam, nahmen sie ihm den letzten Rest der Freiheit, das Kostbarste sogar: Die eigene Meinung. Fortan galt nur, was vor dem strengen Urteil der Professoren und Wissenschaftler gnädige Zustimmung fand. Die Freiheit der Lehre war eine Leere ohne Freiheit. Nicht der abenteuerliche Geist Archies, nur das Wissen um Fakten und Zahlen, das Unterscheiden der vorherrschenden Ansicht von der als falsch bezeichneten, das zählte.

So blieb nicht aus, dass aus dem Musterschüler Archie ein mittelmäßiger Student wurde, der dennoch die Cleverness besaß, seinen Zorn so weit zu bremsen, dass man ihn mit Ehren und einem Diplom entließ. Lange hielt es Archie nie in seinen beruflichen Stellungen aus. Zwar hatte er das Glück, dort arbeiten zu können, wo der Fortschritt geboren wird, doch nie fühlte sich Archie als dessen Vater, immer nur als einer, der ihn begleitet.

Archies Unruhe wurde zu seiner Marotte. Er suchte die Selbständigkeit, fand sie äußerlich, indem er Herr einer eigenen kleinen Firma wurde, doch schon bald war ihm klar, dass er den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben hatte. Dennoch, sein Geist riss andere mit, sein Geschäft florierte, an Geld mangelte es ihm nicht. Archie blieb dem Abenteuer treu. Skifahren genügte ihm nicht, er fuhr nur noch auf Gletschern – am liebsten im Sommer. Windsurfen, Drachenfliegen, Reisen in entfernte Kontinente mit Rucksack und Schlafzelt, das waren seine Vergnügen. Einem heimlichen Wunsch jedoch hatte er bisher noch

nicht nachgegeben, weil er wusste, dass er ihm mit Haut und Haaren verfallen würde, abhängig wie ein Süchtiger vom Opium, gequält und erniedrigt wie von einer mörderisch schönen Frau. Abhängig wie ein Spieler von der Roulette-Kugel: Fliegen.

Doch mit dieser Sehnsucht ging es ihm wie mit allen wirklichen Sehnsüchten. Sie lassen sich bremsen, aber nie völlig unterdrücken. So saß er oft stundenlang in seinem ledernen Chefessel und es sah aus, als ob er träumte. Es war mehr: Er flog. Flog ohne Flugzeug, aber weiter, höher, schöner, als es jedes Flugzeug und der beste Pilot vermocht hätten, flog um die Welt, besuchte die Sonne, besah sich den Mond von allen Seiten und die Sterne am Himmel waren seine Wegweiser, ferne Galaxien die Positionslampen auf einem Weg, der ihn Jahrmilliarden zurückbrachte an den Anfang des Universums und abermals Jahrtausende in die andere Sphäre, an das Ende der Zeit. Niemand konnte ihn in seinen Träumen stören, denn er hatte nur seinen Körper zurückgelassen, sein Geist aber schwebte über dem, was die Leute die Welt und die Realität nannten.

Für ihn war es nicht mehr als eine Zwischenstation zu einem Ziel, das er noch nicht kannte, von dem er aber ahnte, dass es existiert. Nur wo es lag, das wollte ihm, so oft er auch davon träumte, nicht einfallen. Archie lernte einen Freund kennen, der war Flieger, Flieger mit Leib und Seele und ganzem Herzen. Archie konnte nicht lange der Versuchung widerstehen, sich der Einladung seines neuen Freundes zu erwehren. Archie hatte ihm gegenüber kein Sterbenswörtchen von seinen Träumen erzählt. Denn Träume gehören nicht in die Welt einer Männerfreundschaft.

Archie, das brachte sein Beruf mit sich, war viele Hundert Mal geflogen, in den großen, häßlich-sterilen Aluminiumkisten, die eher einem Omnibus denn dem Inneren eines Ikarus-Traumes glichen. Nein, dieses Flie-

gen war nicht mehr als eine Fortbewegung von A nach B, Verkehrsmittel zum alsbaldigen Gebrauch, ex und hopp. So war sein erster Flug mit einer kleinen Sportmaschine das, was er befürchtet hatte: Die Jugendliebe, der nicht nur die Sehnsucht, nein, der das Feuer eines ganzen Lebens galt.

Das Wetter war wie im Bilderbuch; strahlend blauer Himmel und vereinzelt große, wattebauschige Cumuluswolken, an deren Rändern die Maschine nervös vorbeitänzelte. Hier waren alle Grenzen aufgelöst, denen sich Archie auf der Welt gegenüber sah, das Gebrumm des ruhig-starken Motors wirkte auf ihn wie ein Narkotikum. Archie verwob mit der Luft. Flog die Welt oder flog er? Archie erschien. es, als zöge die Welt vorbei an seinem Kanzelfenster, als säße er still und ließe sich vorführen, wie ein Globus in Wirklichkeit aussieht.

Die Formalitäten für die Aufnahme zum Flugunterricht waren schnell erledigt, sein Körper war trainiert und gesund, was sollte Archie daran hindern, die Lüfte zu seinem wahren Reich zu machen, seine Träume der Enge seines Gehirns zu befreien und sie hinauszufliegen. Er lernte Aerodynamik und Navigation, Kartenlesen und Wetterkunde, beherrschte das Funkgerät und die vielen Instrumente des Cockpits. Seine Lehrer wunderten sich und glaubten ihm nicht, dass es die ersten Flüge sein sollten; Nicht ein einziges Mal wich die Maschine vom Kurs ab, den Archie ihr mit dem richtigen Gefühl für den Steuerknüppel diktierte. Keine vom Lehrer während des Fluges vorgetäuschten oder echten Pannen, kein Test mit verrücktspielenden Instrumenten konnten ihn aus der Ruhe bringen.

Nicht die Maschine, Archie flog. Archie hatte es in seinem Leben lernen müssen, dass der Erfolg oft von der Sorgfältigkeit der Vorbereitungen abhing. Und so setzte er alle Energien daran, diese Vorbereitungen so sorgfältig zu betreiben, wie er es noch nie in seinem Leben getan

hatte. Er las und las, Zeitschriften, Bücher, Berichte, Kataloge. Sprach mir Erfahrenen und Veteranen, auch in anderen Ländern. Ließ keine Möglichkeit des Besichtigens oder gar des Testens aus und nach zwei Jahren, in denen seine Gedanken Tag und Nacht nur noch von diesem Thema beherrscht wurden, hatte er die Entscheidung getroffen.

Seine Bestellungen gingen hinaus in alle Welt, präzise und immer mit einer doppelt so hohen Sicherheit versehen, die nötig war, um alles einzukalkulieren, was auch im entferntesten im Bereich des Möglichen war. Trotz seiner intensiven Studien und Vorbereitungen hielt er sich mit Routineflügen in seinem fliegerischen Können fit. Auch seine Firma hatte nicht unter seiner Konzentration auf das eine, sein Thema zu leiden. Archie wunderte sich selbst über den raschen Aufstieg seines Unternehmens, nahm es dennoch nur mit der Freude eines Kindes, das nur noch für das Kommende Augen hat, hin. Umso überraschter waren alle, als er dann – ohne je vorher ein Wort zu irgendeinem Menschen gesagt zu haben – den Entschluss mitteilte, seine Firma zu verkaufen. Schon in wenigen Tagen waren die Verträge beim Notar unterzeichnet. Das Geld, das Archie nun in seinen Händen hielt, würde ausreichen, ihm bis an sein Lebensende – und sei es noch so fern – ein gesichertes Auskommen zu ermöglichen.

Doch keiner von denen, die noch immer über seinen Entschluss rätselten, wusste um seine Pläne. Da in letzter Zeit die Zahl seiner Freunde immer kleiner geworden war und er es fast schon ängstlich mied, in nähere Kontakte mit Menschen zu treten, fiel es niemandem direkt auf, als Archie die Stadt und das Land verließ. Jetzt hatte er genügend Zeit, seine Vorbereitungen abzuschließen. Ihm klopfte das Herz wie einem Primaner beim ersten Schäferstündchen, als er den Hangar betrat: keine äußere Schönheit, doch in ihrer trutzigen Stabilität und mit dem

Fluidum des vertraulichen stand sie da, schneeweiß am Rumpf und mit silbernen Tragflächen. Seine Maschine. Ein Hochdecker mit zwei Motoren, einem wuchtigen Fahrgestell, das auch Graspisten und Notlandebahnen verfrachtete und an dem jederzeit Schwimmkufen und Gleitkufen befestigt werden konnten. Denn auch Gletscher und Ozeane können phantastische Landebahnen sein. Techniker umstanden die Maschine und an allen Enden und Ecken wurde gewerkelt. Da wurde ein- und umgebaut, verbessert, verstärkt, gesichert. Alles nach Archies Plänen und Anweisungen. Denn was es Sinnvolles für das totale Fliegen bei jedem Wetter und für Landen und Starten bei allen Bedingungen gab, das enthielt nun diese Maschine. Archies Maschine. So einmalig auf der Welt wie Archies Plan, von nun an nur noch zu fliegen, die Freiheit in der Totalen auszukosten, keine Grenzen und keine Unmöglichkeiten mehr anzuerkennen und nur noch zu fliegen. Sein ganzes Leben lang nur noch zu fliegen. Lange Strecken, kurze Strecken. Nach Süd, Ost, Nord, West. Dort zu landen, wo es ihm gefiel und so lange zu bleiben, bis es ihn weitertrieb. Sein Geld reichte, um ausreichend Benzin zu kaufen, auch wenn er Tag und Nacht fliegen würde. Und zum Leben – was brauchte er da schon? Nahrungsmittel gab es doch fast umsonst, wenn er sich von den Früchten und der Kost des Landes ernährte, in dem er gerade Zwischenstation machte. Ja, seiner Freiheit waren alle Fesseln genommen.

Es vergingen noch zwei Wochen, bis alles so gerichtet war, dass Archie den Erstflug wagen wollte. Die Maschine war schon in der Fabrik auf Herz und Nieren getestet worden, er konnte sich also voll auf die vielen Zusatzrichtungen konzentrieren, die ab jetzt seine „Heimat“ umgaben.

Mit ihnen konnte er praktisch auf der ganzen Welt zuhause sein: Zusatztanks, Zusatzheizungen, doppelte Navigations-Einrichtungen, automatische Flugdurchfüh-

rung mit Bordcomputern. Ein gut sortiertes Lager mit allen lebensnotwendigen Ersatzteilen. Schlauchboote, Trinkwasserbehälter, eine umfangreiche Bordapotheke mit Chirurgie-Instrumenten. Alles, was einen unabhängig machte. Archie hatte sich seine eigene Sphäre geschaffen. Ein Raumschiff im wahrsten Sinne des Wortes. Für das weder Zeit noch Raum ein unüberwindbares Hindernis darstellte.

Vollgetankt konnte die Maschine einrn ganzen Tag lang in der Luft bleiben, bei der erzielbar hohen Reisegeschwindigkeit ausreichend, um Ozeane zu überqueren und sicher einen Punkt zur Landung ansteuern zu können. Und selbst eine Notwasserung hätte ihn nicht in Gefahr gebracht. Das mitgeführte Rettungsschlauchboot war unsinkbar und mit einem automatischen Suchsender ausgerüstet. Kurzum, Archie war darauf vorbereitet, die Welt unter sich zu lassen.

Er hatte viel Zeit, unendlich viel Zeit. Doch schon beim ersten Morgenlicht war er bei der Maschine. Umrundete sie zweimal, klopfte mit der Hand auf die Reifen, rüttelte an den Verstrebungen des Fahrwerkes, prüfte die Beweglichkeit des Seitenruders. Es war mehr Freude an diesem Stück Technik als Notwendigkeit, denn gestern Abend hatte er mit einem erfahrenen Flugzeug-Ingenieur noch einmal alle Ein- und Umbauten durchgesehen und beide hatten dann befriedigt festgestellt, dass alles seine Richtigkeit hatte und alle Funktionen, soweit man dies am Boden feststellen konnte, ohne Mängel waren.

Er kletterte in die Kabine, ursprünglich für vier Personen gedacht, nun aber durch die Zusatzeinrichtungen vollgestopft. Jeder Winkel war sinn- und planvoll genutzt. Archie machte sich noch einmal mit allen Hebeln, Schaltern und Knöpfen vertraut, holte seine selbsterstellte Checkliste aus einer Tasche seiner Fliegerjacke und ging Punkt für Punkt durch. Dann machte er einen letzten Test. Er schob eine CD in den Player (warum sollte Archie

unterwegs auf Musik verzichten?) und verband sich die Augen mit einem schwarzen Tuch.

Er hörte seine eigene Stimme ruhig und gelassen alle wichtigen Bedienungselemente aufzählen. Archie griff nun blind zu den von ihm aufgerufenen Teilen – und es funktionierte. Nun kamen Passagen, in denen die Hebel und Knöpfe für eine Gefahrensituation in rasender Geschwindigkeit und in wechselnder Reihenfolge aufgerufen wurden. Ganz so, als befände sich das Flugzeug in einer tödlichen Gefahr. Archie griff nicht einmal daneben. Er beherrschte die Technik. Sein Flugzeug war ihm eine neue, zweite Haut geworden. Nein mehr noch, ein zweites Inneres. Er hatte es nur noch mit Leben zu erfüllen.

Die Tore des Hangars wurden geöffnet. Archie sprang aus der Maschine und gemeinsam mit zwei Technikern schob er sie ins Freie, an die Luft, in ihr Element. Er vergewisserte sich noch einmal mit einem schnellen Blick über das Äußere von der Zuversicht, die dieser Metallvogel ausstrahlte und kletterte – nun endgültig bereit zum ersten Flug seines neuen Lebens – in das Cockpit.

Er traf alle Vorbereitungen, schaltete das Funkgerät ein und bat um Starterlaubnis, die er auch sofort erhielt. Schon bald brummt die beiden Motoren im ruhigen Leerlauf. Ein unbeschreibliches Gefühl des Glücks durchrieselte Archies Körper, als er die Gashebel zum Anrollen nach vorne schob. Auf diesem Flughafen herrschte wenig Betrieb und so konnte er – schon auf der Startpiste stehend – einen letzten Blick auf alle Instrumente werfen, die geradezu unheimlich normal und ruhig die Werte signalisierten. „Was ist, haben Sie Probleme?“ hörte Archie aus dem Lautsprecher. Dem Platzlotsen war der ungewöhnlich lange Halt aufgefallen. „Negative, all ok. I'm ready for take off“ beeilte sich Archie, die Funkstimme zu beruhigen.

Er sah auf die Piste vor sich. Lang genug, um einen gefahrlosen Start zu ermöglichen, das Wetter über ihm

war völlig problemlos. Zwei Achtel Bewölkung; Wind 5 Knoten aus Südwest, Sicht 15 Meilen. Ein kurzer Ruck signalisierte das Lösen der Bremse, die Luftschrauben verstellte er auf vollen Schub, er gab Gas. Das Flugzeug nahm Geschwindigkeit auf, es hüpfte munter über die unebene Piste, blieb aber treu in der Spur. Schon bald hatte es die Abhebegeschwindigkeit erreicht - AIRBORNE. Die grenzenlose Freiheit war geboren. Archie war ihr Vater.

Obwohl er ein ähnliches Modell schon vor langer Zeit geflogen war, wunderte er sich, dass die Maschine unerwartet leicht in der Hand lag, trotz der vielen Zusatzeinrichtungen. Zwar hatte Archie aus Sicherheitsgründen die Tanks nicht voll füllen lassen, doch das Gesamtgewicht, das hier den Wolken entgegenschoss, war in der Steuerung nicht zu spüren. Aber Archie war zu gefangen von seiner technischen Perfektion, mit der er diese Stufe seines Lebens vorbereitete, als dass er sich jetzt, im Moment, Gefühle leistete. Die waren für später aufgehoben, für seine Reise, wenn die Welt unter ihm zurückblieb. Jetzt hieß es, die Technik zu prüfen, denn Archie wollte alle Risiken, so weit dies überhaupt ging, ausschalten. Als er nach drei Stunden wieder zur Landung einkurvte, hatte er nur ganz geringfügige Mängel gefunden, die sicherlich in einem Tag behoben waren. Ein paar Justierungen, zwei Zusatzgeräte ein wenig anders einbauen, damit sie schnellen Handgriffen nicht so sehr im Wege waren. Wirklich nur Kleinigkeiten.

Archie genoss den für ihn schönen Tag auf seine Weise. Er schüttete eine Flasche des allerbesten Champagners, den er in der Stadt auftreiben konnte, mit einem herzhaften Lachen übermütig über Rumpf und Tragflächen der Maschine. Den letzten Schluck aus der Flasche genehmigte er sich selbst. Gewissermaßen Verbrüderung mit seinem neuen Gefährt, ein „Du“, der Beginn einer hoffentlich langen Freundschaft.

Nach zwei Tagen war Archie endgültig zum Aufbruch bereit. Die Justierungen und Verstellungen waren durchgeführt, die Maschine einschließlich der Reserve randvoll getankt – und alle Rechnungen bezahlt. Alles, was ihn das Flugzeug und seine Verbesserung gekostet hatten, war bis auf den allerletzten Pfennig bezahlt. Sein Geld aus dem Firmenverkauf war so auf Banken in der Welt aufgeteilt, dass er jederzeit in der Lage war, schnell auch über größere Summen für eine eventuelle Reparatur zu verfügen. Vor allem wollte er sicher sein, dass nicht irgendeine dumme Inflation oder ein Wirtschaftskrieg oder sonst irgendwelche wirtschaftlichen Umstände eines bestimmten Landes ihm die finanzielle Luft abschnürten, während er vergnügt zwischen den Gewittertürmen des Himmels kurvte.

Archie startete – diesmal endgültig. Er hatte irgend ein Flugziel angegeben, wohl wissend, dass er ab nun kein Ziel mehr hatte außer der Freiheit. Aber das hätten die Leute in der Flugsicherung nicht verstanden. ‚Und außerdem‘, dachte Archie amüsiert, ‚hat die Freiheit keine feste Adresse‘. Er beschloss, in der Luft zu würfeln, welchen Kurs er einschlagen sollte. Archies Weltsicht verschob sich. Seine Landkarte war nicht in Länder eingeteilt oder gar Machtblöcke, seine Welt bestand aus einem Netz von Landepunkten und Landepisten, seine Landkarte verzeichnete eher sehr eckig verlaufende Gebiete: Zonen, die für den zivilen Luftverkehr gesperrt sind. Ansonsten hielt er Kontakt mit dem Boden über die Nabelschnur der Funkfrequenz und schon nach kurzer Zeit stellte er vergnügt fest, dass in Fliegerkreisen sich seine Existenz herumgesprochen hatte. In dunklen Fliegerkantininen irgendeines schmuddeligen, unbedeutenden Flugfelder mit Holperpiste wurde er oft nach seinen Zielen gefragt. Er gab auch nur dunkle Antworten, die seine Kameraden eher verwirrten als ihnen Aufschluss über diesen seltsamen „Vogel“ geben konnten.

Archie war es recht, dass sich über ihn das Gerücht eines Spinners und Außenseiters verdichtete. Das gab ihm die Freiräume, die er so liebte. So oft er auch die Plätze seiner Landungen wechselte, es wurde nie ein Aufenthalt für lange. Unweigerlich trieb es ihn nach wenigen Tagen weiter, wenn er die Stadt und die Umgebung kannte. Dabei war er durchaus ein aktiver Mensch geblieben. Wo immer es zu tauchen, zu klettern, Gebirgsflusskanufahrten gab, Archie kostete die Welt in all ihren Varianten bis zum Erschöpfen aus.

Archie hatte nun Sehnsucht nach der Sonne, nach unendlich glühend heißer Sonne. Seit Tagen schon kreuzte er an den Küsten des Indischen Ozeans, als er auf der Flugkarte eine Inselgruppe entdeckte, die über einen passablen Flughafen verfügte. Seine Maschine zog beruhigend brummend über die Weiten des azurblauen Wassers. In 1000 m Höhe streifte er spielerisch die Bäuche der vereinzelt Cumuluswolken, die wie Eisberge in einem stahlblauen Meer schwammen. Die erste Insel, die vor ihm auftauchte, verschlang ihm fast den Atem. Ganz unvermittelt, umgeben von der Saphirbläue des unendlichen Wassers, schimmerte der Kranz eines smaragdarten Ringriffs, in dessen Mitte sich fast kreisrund ein Inselchen erhob. Der Topazsand umschloss das Alexandritgrün der Palmengipfel, die aus der Ferne wie ein Büschel Leben wirkten, das in der Wasserwüste dem Suchenden eine Oase versprach.

Archie zog die Maschine tiefer und umrundete in Wipfelhöhe der Palmen dieses Eiland, das unbewohnt schien. Dabei hatte er Mühe, den Abstand zu dem Inselchen nicht allzu groß werden zu lassen, denn es war so klein, dass Archie eine Steilkurve fliegen musste; Er zog noch einmal höher, flog ein wenig fort, wendete, drosselte die Motoren und ließ sich im Sinkflug auf das Eiland zutreiben; fing die Maschine kurz vor dem Riff ab, dessen steiler Abbruch selbst von der Luft aus im Glaswasser tief

zu verfolgen war, segelte noch einmal in der Horizontalen an diesem Paradies vorbei; schob Gas nach und kletterte behaglich wieder auf eine sichere Flughöhe. In nur wenigen Augenblicken fand er ein zweites Juwel am Horizont.

Plötzlich waren es so viele wie Blumen auf einer Sommerwiese. Archies Herz schlug bis zum Hals. Er, der sonst eher in kühler Gelassenheit die Dinge nahm, spürte in sich eine unbeschreibliche Freude und ein euphorisches Glücksgefühl, spürte, dass ihm diese Inseln eine Heimat werden könnten. Er mochte sich nicht satt sehen an den muschelgleichen Lapislazulitupfern im Meeressamt, den goldschimmernden Sandbänken, die in die dunklen Sprenkel der flachen Korallenstücke übergingen, um sich dann in einem kühnen Bogen an jenen Riffkanten wieder ins Weitblau zu verlieren, in das sie gebettet waren.

Auf einigen der Inseln entdeckte Archie kleine Anlegestege. Wenn er tief genug flog, konnte er inmitten der Bäume die palmgeflochtenen Dächer der einfachen Holzhäuser erkennen. Zwischen den Inseln flogen weiße Schmetterlinge übers Wasser – kleine Boote, eher Kähnen gleich, deren Dreiecksegel sich prall in der leichten Nordostbrise blähten. Archie riss sich aus seinen Träumen los und bestimmte mit seinen Geräten die genaue Position, dann suchte er auf der Luftkarte die des Flughafens Borolu, der dicht neben der Hauptinsel Almev lag, dem wirtschaftlichen Mittelpunkt dieser über 2000 Inseln zählenden Republik Almeviden.

Er schaltete sich auf die Frequenz des Kontrollturmes und meldete seine Landung an. Er hatte eine kümmerliche Landepiste erwartet, doch es war ein erstaunlich perfekt ausgebauter Flughafen – notwendigerweise Bestandteil des originaltötenden Massentourismus. Dennoch, Archie ließ sich nicht abhalten, und als seine Maschine auf dem Vorfeld zum Stehen kam, sog er tief die feucht-

warme Meeresluft ein, die ihm beim Öffnen der Tür entgegenströmte. Nachdem er die notwendigen Formalitäten erledigt hatte, schlenderte Archie die wenigen Schritte zu dem kleinen Hafen mit den Dhonis, jenen kleinen aber ungeheuer seetüchtigen Booten, die den Transport zwischen den Inseln erledigten. Mit einem ‚Taxidhoni‘ ließ er sich zur Hauptinsel übersetzen; nur einige Minuten von der Flughafeninsel entfernt. Hier durchstreifte er zunächst ziellos die Gassen und musste amüsiert feststellen, dass diese Hauptstadt nicht über die Größe eines normalen europäischen Dorfes hinauskam. Schließlich stand er vor einem Reisebüro, das er einem spontanen Einfall folgend betrat. Noch sich unschlüssig umsehend, entdeckte er ein großes Bild. Es zeigte eine kleine Sportmaschine mit Schwimmkufen und der einladenden Unterschrift: „Suchen Sie sich eine Insel aus. Wir fliegen Sie hin.“ Ein Angestellter trat auf Archie zu und fragte nach seinen Wünschen. Archie lächelte den Mann an und sagte: „Danke, Sie haben mir sehr geholfen“, machte kehrt und ließ einen verdutzt blickenden und kopfschüttelnden Menschen zurück.

Archie hatte sein Ziel gefunden. So schnell es ging, ließ er sich zum Flughafen zurückbooten und dort eilte er auf die Maschine zu. Unterwegs überlegte er sich, wie weit es zu den unbewohnten Inseln sein konnte. Er überschlug, dass die gesamte Atollinselgruppe nur 150 km breit und höchstens 400 km lang war. In seinen Tanks hatte er noch für drei Stunden Kerosin, dies würde reichen, um in Ruhe die gesamte Inselkette zu umrunden und zum Flughafen zurückzukehren. Doch so schnell wollte er ja gar nicht hierher zurück. In aller Eile holte er das Werkzeug aus seinen Bordvorräten‘ öffnete eine Klappe, hinter der die Schwimmkufen zerlegt verstaut waren und machte sich an die Arbeit. Die Sonne stand im Zenit und trotz einer angenehmen Brise lief ihm schon bald der Schweiß in Strömen über den Körper. Doch Ar-

chie spürte von alledem nichts. Er hatte nur noch ein Ziel im Kopf. Nach zwei Stunden hatte er die Kufen befestigt. Sie waren so konstruiert, dass die Gummiräder für die Betonpiste noch voll funktionsfähig blieben. Archie überprüfte noch einmal die Sicherungsschrauben und sprang dann in die Kanzel seiner Maschine und holte sich die Starterlaubnis. Schon bald schwebte er in einer eleganten Kurve himmelwärts, seinem Traum zu.

Er vermutete, dass die meisten unbewohnten Inseln vor allem im südlichen Teil des Atolls lagen und so hielt er zunächst einmal eine halbe Stunde bei voller Geschwindigkeit auf Kurs 190 Grad, Südsüdwest. Dann drosselte er die Motoren, ließ sich absinken und fing die Maschine in 300 m über dem Wasser ab, ideale Höhe, um Einzelheiten zu erkennen und trotzdem noch weit ringsum sehen zu können.

Die Inseln reihten sich wie Perlen an einer Kette aneinander; je sechs bis zehn Inseln bildeten einen Kreis, die Kreise einen großen Kreis, das Atoll, und alle Atolle wiederum einen erneuten Kreis. Archie nahm jede Insel, die ihm klein genug erschien, genau in Augenschein. In seinem Geist malte er sich die Zukunft aus: Ein Schutzdach aus Palmen gegen die heftigen Monsungüsse, mehr brauchte er nicht. Zum Fischen konnte er mit dem Schlauchboot herausfahren, die Transportboote, die zwischen den Inseln verkehrten, würden auch ihn sicherlich ab und an mit frischem Obst oder Reis beliefern. Die wichtigsten Kochgeräte hatte er in seiner Abenteuer-Gepäck-Ausrüstung dabei; frei und unabhängig, dennoch jederzeit mit der Welt verbunden war er durch sein Flugzeug und das Funkgerät, mit dem er selbst in kritischen Fällen Hilfe herbeirufen konnte. Wann immer es ihn treiben würde, irgendwohin zu fliegen, er könnte es tun. Was also brauchte er noch mehr als die kleine Insel, die Insel für ihn allein. Die Insel Archie.

Er machte sich genaue Vorstellungen. Kreisrund sollte sie sein, auch aus der Luft harmonisch schön anzusehen und natürlich mitten auf einem Riff mit steil abfallenden Korallengärten, in denen sich abertausende der farbenprächtigsten Fische tummelten. Mit ihnen wollte er Freundschaft schließen; ja, er hatte sogar gehört, dass selbst die Haie hier so zahm waren, dass man sie durch Anfütterung an den Menschen gewöhnen konnte. ‚Au fein, ich halte mir einen Hai wie andere Leute einen Hund‘ dachte sich Archie und machte vor übermütiger Freude gleich einen Luftsprung, worauf seine Maschine ein wenig widerstrebend ihre Tragflächen schüttelte, denn Archie hatte die Höhenruder wieder einmal mit voller Wucht gezogen. Doch alle Inseln, die Archie sah, waren nicht ganz so, wie es seiner Phantasie entsprach.

Auf Kompromisse wollte er sich auf keinen Fall einlassen. ‚Wenn schon der Traum meines Lebens‘, dachte sich Archie, ‚dann soll es auch der schönste Traum sein, den man träumen kann‘.

Die Sonne stand schon deutlich im Osten und warf immer längere Palmenschatten auf die Korallensandufer, als Archie traurig und unruhig wurde. So weit er auch suchte, alle unbewohnten Inseln schienen ihm nicht einladend genug und die traumhaft schönen Inseln waren schon von Menschen besetzt. Seinen Traum mit anderen teilen, das wollte er nicht. Er achtete nicht auf den Zeiger seines Tanks, der sich unerbittlich der roten Marke näherte. Archie hielt Ausschau nach seinem Traum.

Dem Fischer schien es, als er gegen die glutrote Abendsonne blickte, als stürze ein weißer Vogel mit silbernem Gefieder ins Meer. Doch solche Vögel gab es hier nicht, die gab es nur im Traum. Er wandte sich wieder seinen Netzen zu.

Mehr Literatur, Philosophisches, aber auch hoch interessante Informationen und Thesen zu den Themen Medien, Marketing, Kommunikation:

www.my-art.cloud

www.solingen.media

www.wenke.net

... und mehr über die Welt, (private) Berichte von eigenen Reisen (Fotos, Filme, Tagebücher):

www.monika-wenke.de

Titel und Themen anderer „Denk-Bücher“ (Print und eBook und multimediale Publikationen)

von Hans-Georg alias „Schorsch“ Wenke:

„**Die Farben der Gedanken** – Aphorismen über das Leben und andere Vorkommnisse“

„**Die Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen**“

„**Wenke: Mein Solingen**“

„**Traumflug** – Begegnungen in einer anderen Sphäre“